



Leseprobe

Stefanie Gercke

Schwarzes Herz

Roman

Bestellen Sie mit einem Klick für 10,99 €



Seiten: 784

Erscheinungstermin: 09. November 2010

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

DAS BUCH

Lisa gilt als die kritische Journalistin im südafrikanischen Fernsehen. Als ihr vorgehalten wird, dass ihr geliebter Vater Bill einer der schlimmsten Menschenjäger im Apartheidsstaat gewesen sein soll, glaubt sie kein Wort. Auch nicht, als er beschuldigt wird, Angehörige seines Nachbarn und Freundes, des Zulus Amos Nyathi, ermordet zu haben. Doch dann wird Lisas Mutter gekidnappt, und ihr Vater behauptet, dass Amos' Bruder Vusa – ein zwielichtiger Sangoma – dahintersteckt. Mit der Pistole in der Faust bedroht Bill den Zulu. Im Handgemenge erleidet er einen Herzinfarkt, ein Schuss fällt ... und löst eine Katastrophe aus, die auch Lisa an den Rand des Abgrunds bringt.

»Ein Mix aus Familiengeschichte, Liebesroman und gesellschaftspolitischem Thriller, der für durchgelesene Nächte sorgt.«

Neue Osnabrücker Zeitung

DIE AUTORIN

Stefanie Gercke wurde auf einer Insel des Bissagos-Archipels vor Guinea-Bissau/Westafrika als erste Weiße geboren und wanderte mit 20 Jahren nach Südafrika aus. Politische Gründe zwangen sie Ende der siebziger Jahre zur Ausreise, und erst unter der neuen Regierung Nelson Mandelas konnte sie zurückkehren. Sie liebt ihre regelmäßigen kleinen Fluchten in die südafrikanische Provinz Kwa-Zulu-Natal und lebt sonst mit ihrer großen Familie bei Hamburg.

LIEFERBARE TITEL

Schatten im Wasser – Feuerwind – Über den Fluss nach Afrika

Stefanie Gercke

SCHWARZES
HERZ

Roman

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
Holmen Book Cream liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

2. Auflage

Vollständige Taschenbuchausgabe 10/2010

Copyright © 2009 by Stefanie Gercke

Copyright © 2009 by Wilhelm Heyne Verlag, München in der

Verlagsgruppe Random House GmbH

Printed in Germany 2010

Umschlagfoto: © Art Wolfe / GettyImages

Umschlaggestaltung: Eisele Grafik-Design, München

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-453-40636-0

www.heyne.de

Israel Mabaso war glücklich. Er raste mit seinem Motorrad über die gewundene Küstenstraße am Fuß des Tafelbergmassivs. Der Himmel leuchtete wie aus blauem Kristall, das Meer schimmerte, und Kapstadts Silhouette flimmerte im Licht der aufgehenden Sonne. Israel hatte die Straße für sich allein und gab Vollgas. Neunzig ungezügelte Pferdestärken röhren auf, die Tachonadel schnellte auf 150 Stundenkilometer. Übersäumend vor Lebensfreude, schrie er sein Glück in den starken Südoststurm, der über Nacht aufgekommen war – jener Sturm, den die Kapstädter den Kap-Doktor nannten.

Tief über den Lenker geduckt, nahm Israel eine scharfe S-Kurve, verlagerte dabei mit Schwung sein Gewicht nach rechts, wobei sich die schwere Maschine gefährlich schräg legte, so dass zwischen seinen jeansbehosten Beinen und der Straßenoberfläche nur wenige Zentimeter Luft blieben. Israel besaß das Motorrad erst seit zwei Tagen und hatte zuvor auch noch nie auf einem gesessen. Als ihm der Kap-Doktor jetzt jählings eine tückische Orkanbö in die Seite schleuderte, verlor er die Kontrolle. Der Metallkoloss bockte unter seinen Händen, kam ins Schlingern, kippte um und begrub dabei sein rechtes Bein unter sich. Unrettbar festgeklemmt, schlitterte Israel über den Asphalt. Metall kreischte, Funken sprühten, der Motor heulte, und Sekunden später krachte die Maschine in die Felswand, die die Straße begrenzte.

Der linke Handgriff des Lenkers bohrte sich durch die viel zu dünne Lederjacke tief in Israels Brust, brach ihm etliche Rippen und drückte sie nach innen, wo sie mehrere große Blutgefäße

zerrissen. Der Motorengeräusch stoppte abrupt, nur das Ticken der überhitzten Maschine war noch zu hören. Israel lag als blutiges Bündel eingeklemmt zwischen der Felswand und dem zerfetzten Metall und gab keinen Laut mehr von sich.

Aber Israel Mabaso starb nicht. Jedenfalls nicht gleich, nicht hier auf der Straße. Er schaffte es, lange genug am Leben zu bleiben, um auf seinem Weg in die Hölle eine Lawine von Ereignissen loszutreten, die ihre Opfer so gierig verschlang wie ein Löwe seine Beute.

Nachdem er Israel zur Strecke gebracht hatte, fegte der Kap-Doktor durch die Vororte der Stadt, wo er Lisa Darling erfasste, die eben aus der Haustür trat, bereit, auch mit ihr seinen Schabernack zu treiben. Sie allerdings verlor nicht die Balance, sondern lachte und breitete ihre Arme aus, nutzte den Schwung und wirbelte in einer Pirouette über den schmalen Gehweg. Sekundenlang hatte sie das berauschte Gefühl, fliegen zu können, dass der Sturm sie mit sich tragen würde, hinauf in die funkelnde Freiheit des Himmels. Für Lisa Darling gehörte der Kap-Doktor zu Kapstadt wie der Nebel zu London.

Begonnen hatte alles etwa zwei Wochen zuvor in den Brüllenden Vierzigern, den sturmgepeitschten subantarktischen Breiten, wo die eisigen Wasser des Südatlantiks auf die wärmeren des Indischen Ozeans prallten. Dort war das Zuhause des Kap-Doktors. Meist vergnügte er sich damit, um die Felsspitzen der kargen Inseln zu fegen, die wie Fliegenkot die Landkarte sprenkelten, die Wellenkämme zu weißem Schaum zu schlagen und das Gefieder der Pinguine zu zerzausen.

In den im Hochsommer vorherrschenden Wetterverhältnissen seiner Heimat jedoch gelang es ihm in regelmäßigen Abständen, sich zu einem Sturm aufzublähen. Gierig verschlang er dann die Energie, die sich aus dem Temperaturunterschied zwischen den

zwei Ozeanen ergab, wuchs, wurde stärker und immer ungestümer, bis ihn der Übermut packte und er sich auf den Weg nach Norden zum Südzipfel Afrikas machte, um dort als Kap-Doktor sein Unwesen zu treiben. In der »Mother-City« Südafrikas angekommen, heulte er durch die Häuserschluchten, fuhr bis in die kleinsten Ecken und trug den Schmutz fort ins Meer, bis die Luft wieder kristallklar war.

Heutzutage war es der stinkende Smog, den er wegblies, früher beseitigte er den Pesthauch, der aus den mit Fäkalien verseuchten Straßen aufstieg und Krankheit und Tod verbreitete, und das brachte ihm seinen Namen ein.

Im Januar 2009 waren die Verhältnisse über der Île de la Possession, die ungefähr dreitausendfünfhundert Kilometer südsüdöstlich des Kaps der Guten Hoffnung im frostigen Süden des Indischen Ozeans wie ein Trutzturm aus den Wellen ragte, ideal. Noch allerdings war der Kap-Doktor nur ein harmloser Wind, noch ging seine Stimme in dem brüllenden Chaos unter, das im Elefanten-Teich herrschte, wie Wissenschaftler die seichte Meerwasserlagune nannten, die sich im Laufe der Jahrtausende zwischen den schroffen Klippen an der nördlichen Küste der Insel gebildet hatte.

Hunderttausende von Pinguinen schnatterten aufgeregt durcheinander, Möwen flatterten in kreischenden weißen Wolken über der Insel, See-Elefantenbullen trieben röhrend ihren Harem zusammen. Die Paarungszeit lag hinter ihnen, und sie waren ausgehungert und übellaunig. Der Alpha-Bulle – der Sultan, dessen Harem fünfundzwanzig Kühe und fast die doppelte Anzahl glänzend schwarzer Jungtiere umfasste – maß über sechs Meter. Vor der Paarungszeit hatte er noch dreieinhalb Tonnen gewogen. Jetzt waren seine sonst so prachtvoll glänzenden Speckfalten verschwunden. Die Flanken waren eingefallen und das Fell mit einer rostig braunen Kruste seiner Exkreme überzogen. Während er bei seinen Kühen emsig für Nachwuchs sorgte, hatte er es nicht ge-

wagt, sie auch nur für einen einzigen Tauchgang im Meer den jüngeren Bullen, die ihm ständig brüllend den Anspruch auf den Thron streitig machten, preiszugeben. Seit Beginn der Saison hatte er deshalb nichts mehr gefressen und auch keine Gelegenheit gehabt, sein Fell im Wasser zu säubern.

Jetzt endlich, nach getaner Arbeit, robbte er müde ins eisige Meer, tauchte ab in die klaren Tiefen und machte sich hungrig auf die Suche nach Fischeschwärmen und Tintenfischen.

Über den Wellen aber brodelte die Wetterküche. Der Wind schwoll zu einem ausgewachsenen Sturm an und drehte nach Nordwest, wobei sein Hunger immer größer wurde, seine Gewalt sich mit jeder Meile steigerte, bis er seine zerstörerische Stärke erreicht hatte. Der Kap-Doktor war geboren.

Der erschöpfte Sultan, der gerade ein paar saftige Tintenfische verschlungen hatte und sich treiben ließ, spürte davon nichts, auch nicht, dass sich die Strömung stetig verstärkte und er mit unwiderstehlicher Kraft zu den südlichen Küsten des dunklen Kontinents mitgerissen wurde.

Seine verhängnisvolle Reise ins ferne Kapstadt hatte begonnen.

Zwei Wochen später näherte sich der Kap-Doktor der Küste. Im Sturmschritt überquerte er den Agulhasstrom und saugte sich über den warmen Gewässern der False Bay mit Feuchtigkeit voll. Über der Millionenstadt am Kap herrschte an diesem Februartag das gefürchtete Inversionsklima. Die Rauchschwaden der Holzfeuer, die von den Slums von Khayelitsha herüberdrifteten, die Abgasfahne der nahe gelegenen Raffinerie und die bläulichen Wolken von Auspuffgasen der Autoschlange, die sich durch die Innenstadt wälzte, vereinigten sich zu einem übelriechenden Smog, der unter der mörderischen Hitzeglocke in den Häuserschluchten gefangen lag.

Energiegeladen marschierte der Kap-Doktor an der Ostflanke des Tafelbergs hoch und spuckte die weiße Wolke aus, die sich als das berühmte Tisch Tuch über das Plateau legte. Derart erleich-

tert, pumpte er sich zu einem ernsthaften Sturm auf, fegte um den Devil's Peak herum, wühlte das Meer auf, schlug die Wellenkronen zu weißer, schaumiger Gischt und trieb sie wie Schneeschleier über die schwarze Wasseroberfläche, ehe er sich über die Hang-Klippen hinab auf Kapstadt stürzte und mit urgewaltiger Kraft durch die Straßenschluchten brandete, wo er im Nu den klebrigen braunen Schleier, der die Stadt zu ersticken drohte, zerriss. In seiner Raserei warf er Bäume um, verwüstete Gärten, kippte Busse auf die Seite, deckte Dächer ab – und schleuderte Israel Mabaso mit seinem Motorrad in die Felswand.

Während der Sturm wie ein betrunkenen Schläger durch die Straßen randalierte, zurrten und nagelten die Einwohner eilig alles fest, was davonzufiegen drohte. Diejenigen, deren Häuser am Strand standen, sicherten obendrein ihre Terrassen mit Sandsäcken. Wie immer ertrugen die Kapstädter das Ganze mit gelassener Heiterkeit. Sie wussten, dass der Kap-Doktor die Stadt blitzsauber fegen würde, ehe er seiner Spielchen müde wurde und irgendwann gelangweilt über den südlichen Horizont in die endlosen Weiten des Ozeans verschwand.

In seinem Sog erreichte auch der Sultan die südliche Spitze des Kaps. Bald kitzelte ein Geruch seine Nüstern, den er erst wenige Male zuvor gerochen hatte, trotzdem wusste er instinktiv, dass hinter dem Horizont eine immense Landmasse lag. Trockene Erde, von der Sommersonne aufgeheizt. Er sog die Luft tief in sein groteskes Riechorgan, spürte, dass es Zeit für ihn war, an Land zu gehen. Die Dreckkruste auf seinem Fell war im Wasser aufgeweicht, und schon lösten sich ganze Haarbüschel. Seit Tagen juckte ihn seine vernarbte Haut unerträglich. Die Mauser hatte begonnen, und für die nächsten Wochen brauchte er einen ruhigen Platz. Mit kräftigen Schwanzschlägen steuerte der Sultan auf die Küste zu.

Israel Mabaso ahnte natürlich nichts davon. Allerdings wäre er beruhigt gewesen, hätte er gewusst, dass der Kap-Doktor, der für

sein Sterben verantwortlich war, jetzt eine Kettenreaktion ausgelöst hatte, die dafür sorgen würde, dass sein letzter Wunsch, nicht allein zur Hölle zu fahren, erfüllt werden würde.

Auch Lisa Darling erhielt keine Warnung, nicht den kleinsten Hinweis, dass der bizarre Vorgang, durch den ihr Leben für immer aus den Fugen geraten würde, soeben begonnen hatte.

Im Krankenhaus in der Innenstadt wachte Israel Mabaso von seinem eigenen Gestank auf und wurde sich mit brutaler Klarheit bewusst, dass sein Ende nahe war. Würde es nicht so höllisch wehtun, wann immer die Wirkung der Betäubungsmittel nachließ, hätte er vielleicht darüber gelacht, dass er – nach dem Leben, das er geführt hatte – ausgerechnet in einem Krankenhausbett starb. Durch Verletzungen, die er bei einem banalen Motorradunfall erlitten hatte.

Wie lächerlich und stillos das doch war. Keine Kugel aus dem Hinterhalt, kein Messerstich hatte ihn getroffen, nicht einmal die Sexseuche hatte er sich eingefangen. Er hatte immer angenommen, dass er mit einem Trommelwirbel und einer Verbeugung abtreten würde, ein spöttisches »so long« auf den Lippen. Aber jetzt verfäulete er bei lebendigem Leib und verwandelte sich in ein stinkendes Stück Aas. Was genau ihm den Brustkorb zerfetzt hatte, hatte ihm niemand erklärt, auch nicht, warum das Loch immer größer wurde. Im Grunde kümmerte es ihn nicht mehr. Meist trieb er auf den warmen Wellen eines Morphinrauschs dahin, was ihm gelegentlich ein amüsiertes Kichern entlockte. Früher hatte er für einen solch herrlichen Rausch viel zahlen müssen. Nun aber genügte ein Druck auf die Klingel, und Schwester Paulina erschien mit der magischen Spritze in der Hand. Er stöhnte leise. In der Mitte seines Körpers brannte ein Höllenfeuer, und das Atmen fiel ihm immer schwerer. Automatisch tastete er nach der Klingel, doch nach kurzem Zögern ließ er seine Hand zurückfallen.

Seit er in einem klaren Augenblick den Doktor, der versucht hatte, ihn wieder zusammenzuflicken, erkannt hatte, beherrschte ihn nur ein einziger Gedanke: Er wollte das, was er in seinem Gedächtnis bisher an der tiefsten Stelle vergraben hatte, nicht mit hinübernehmen. Er wollte es loswerden. Es drückte ihm die Luft ab. Im übertragenen Sinn, denn noch hing er am Beatmungsgerät und konnte nicht sprechen. Bis er diesen verdammten Schlauch los war, musste er sich gedulden. Abgesehen davon, hätte er – wenn er wirklich ehrlich gegen sich selbst war – gerne Gesellschaft auf seinem Weg zur Hölle. Die Vorstellung, dass die anderen ihr Dasein unbehelligt und in bequemem Wohlstand genossen, das mit seinem Dahinscheiden obendrein noch deutlich sorgloser werden würde, wurmte ihn. Er gönnte es ihnen nicht, so einfach war das. Wenn er daran dachte, wie sie ihn behandelt hatten, fing der Monitor, der seinen Herzschlag überwachte, hektisch an zu piepen. Im Grunde war er ihnen nicht mehr wert gewesen als eine Fußmatte, über die man täglich hinwegtrampelte.

Ganz praktisch, oft unentbehrlich, aber eben doch etwas, an dem man sich die Füße abtrat.

Die Kraft, seinen Vorfahren eine Ziege als Opfer darzubringen, damit sie ihm erlaubten, sich zu ihnen zu gesellen, und nicht dazu verdammten, ruhelos bis in alle Ewigkeit durch die Hügel seines Heimatlandes zu geistern, hatte er nicht mehr. Aber das, was er dem Doktor mitzuteilen hatte, war besser als eine gewöhnliche Ziege. Seine Ahnen würden ihn mit offenen Armen empfangen, dessen war er sich sicher. Ziemlich, zumindest.

Mühsam wandte er den Kopf zum Fenster. Der Himmel, vom Rahmen in ein säuberliches Viereck geschnitten, flimmerte im Sonnengefunkteln, eine Möwe wurde vom Sturm wie ein Papierfetzen durch sein Blickfeld gewirbelt, wurde immer kleiner, bis sie schließlich im schimmernden Blau verschwand. Israel spürte, dass seine Seele sich von seinem zerbrochenen Körper befreien wollte, spürte den Wind der Freiheit, der die Möwe davongetra-

gen hatte. Ein Schluchzen stieg ihm in die Kehle, aber es blieb im Beatmungsschlauch hängen. Bittere Tränen rannen ihm den Hals hinab ins Kissen, das schon vollkommen schweißdurchtränkt war. Seine Poren sonderten unglaubliche Mengen Flüssigkeit ab. Die Klimaanlage war wieder einmal ausgefallen, und die Februarhitze strömte ungehindert durch die weit geöffneten Fenster. Wie eine schwere Decke lastete sie auf den Kranken, die mit Israel in dem Sechsbettzimmer dem Tod entgegendämmerten.

Obwohl draußen blendende Helligkeit herrschte, kam es Israel so vor, als würde das Licht allmählich schwächer werden. Angestrengt starrte er in das gleißende Himmelsviereck, als ob er das Licht festhalten wollte, während seine Gedanken ziellos durch sein vergangenes Leben wanderten. Das Abbild der strengen Schwestern der Missionsstation, wo er seine ersten Schuljahre verbracht hatte, schwamm aus den trüben Tiefen seiner Erinnerung an die Oberfläche, gleichzeitig hörte er den dünnen Rohrstock durch die Luft zischen, mit dem die Nonnen mit großem Eifer danach trachteten, ihm seinen Glauben an die Macht der Ahnen auszutreiben. Oft hatten Striemen ein blutiges Gitter auf sein Hinterteil gezeichnet, oft hatte er für Tage nicht sitzen können. Auch auf seinen Handflächen bildeten sich im Laufe der Jahre dort, wo der Rohrstock sich tief ins Fleisch gebissen hatte, lange, wulstige Narben.

Plötzlich stieg ihm der Geruch von Kernseife in die Nase, jener an Gestank grenzende Geruch, der seine Jahre auf der Mission durchdrungen hatte. Die Brustwunde brannte, er knurrte vor Schmerz, das helle Viereck verdunkelte sich, und die Bilder lösten sich in Nebel auf.

Als er wieder klarer denken konnte, beschloss er, Schwester Paulina zu bitten, für ihn eine Kerze in der Kirche an der Ecke anzuzünden. Vielleicht war er jetzt doch zu weit von seinen Vorfahren entfernt, als dass sie ihn hören konnten. So genau wusste er das nicht. Die Missionsschwestern hatten ihm eingebläut, dass

ihr Gott überall sei und alles sehe. Die Vorstellung hatte ihn früher in seinen Albträumen verfolgt, später hatte er darüber gelacht. Aber vielleicht stimmte das ja tatsächlich. Schaden konnte die Kerze auf jeden Fall nicht.

Ermattet vom Denken, schloss Israel Mabaso die Augen und fiel in einen unruhigen Schlaf.

Als Lisa Darling an diesem flirrenden Hochsommertag aus der Tür ihres Apartmenthauses auf die Straße trat, war sie bester Stimmung. Die Hitze, die auf der Stadt lastete, machte ihr nichts aus. Ihr blaues Kleid – ein kniekurzes, ärmelloses Nichts aus hauchdünnem Flatterstoff – war bestens für das Kapstädter Sommerwetter geeignet. Im Sturm, der von den sonnenheißen Hängen des Tafelbergs herunterfuhr, wirbelte sie übermütig über den schmalen Bürgersteig. Der Tag versprach perfekt zu werden. Schon zeigte der Smog, der ihre Sicht trübte, fransige Löcher im Schwefelgelb. Der Himmel darüber glühte in sattem Kobaltblau, Bougainvilleen leuchteten vor weißen Häuserwänden, und Brigitte Tshayimpi würde heute nicht im Studio sein und sie schikanieren können.

Lisa sah sich um. Ihr Auto stand fünfzig Meter weiter auf der gegenüberliegenden Straßenseite. Die Tiefgarage des Apartmenthauses war bei einem Unwetter überflutet worden und sollte erst in einigen Tagen wieder zur Benutzung frei gegeben werden. Während sie auf eine Möglichkeit wartete, durch den Strom von Autos, der sich über die Beachroad wälzte, zu ihrem Fahrzeug zu gelangen, begaben sich ihre Gedanken auf Höhenflug.

Das Beste an diesem perfekten Tag war, dass sie sich beruflich dem Gipfel näherte. Schon schimmerte er durch die Wolken. Die Reportage, die sie in einigen Tagen in Khayelitsha drehen würde, hatte sie wie immer akribisch vorbereitet. Es war eine engagierte Dokumentation über junge schwarze Unternehmerinnen und deren schwierigen Weg zum Erfolg, über die Probleme, die sie in der

afrikanischen Männerwelt meistern mussten. Die Frauen hatten sie tief beeindruckt. Ihr Kampf für gleiche Chancen, um Achtung und Erfolg, unterschied sich durch nichts von dem gnadenlosen Überlebenskampf im Dschungel. Das war das Thema ihres Films.

Sie war angekommen, ganz ohne Zweifel. Endlich hatte sie den Sprung von der einfachen Reporterin, die in jeder wachen Minute den Polizeifunk abhörte, um ja keinen Unfall, kein brennendes Haus zu verpassen, zur Autorin von aufsehenerregenden Reportagen geschafft.

Nachdem sie vor wenigen Monaten einen prestigeträchtigen Preis gewonnen hatte, war Lisa Darling auf dem besten Weg, der Markenname für engagierte, bestens recherchierte politische Dokumentationen zu werden. Seitdem bewegte sich etwas in der obersten Etage des Senders. Gestern war ihr endlich der Sendeplatz unmittelbar nach den Abendnachrichten zugesichert worden. Zwar noch inoffiziell, wie ihre Kontaktfrau in diesem exklusiven Club ihr zuflüsterte, aber die offizielle Bekanntgabe würde wohl in den nächsten Tagen folgen. Für Brigitte Tshayimpi, die ihr von den neuen Herren des Senders vor ein paar Monaten als Studioleiterin direkt vor die Nase gesetzt worden war und die seither mit allen Mitteln versuchte, sie aus dem Studio zu mobben, bedeutete das einen Tritt in ihr bemerkenswertes Hinterteil.

Geschieht ihr recht, dachte Lisa. Bob Wilson, ihr bisheriger Boss, war mit Leib und Seele ein leidenschaftlicher Journalist gewesen. Im Zuge des Black Empowerment – der erklärten Politik der Regierung, sämtliche Schlüsselstellungen in allen Bereichen mit Schwarzen zu besetzen – hatte er seinen Posten an Brigitte Tshayimpi abgeben müssen. Sie war schwarz, eine Frau und hatte sich im Freiheitskampf als eine der profiliertesten Aktivistinnen hervorgetan – im heutigen Südafrika die beste Qualifikation für eine Position auf höchster Ebene. Häufig landeten auf diese Weise Leute an der Spitze großer Unternehmen, die von der Materie nicht die geringste Ahnung hatten.

Bob Wilson war mit seiner Familie desillusioniert nach Australien ausgewandert, wodurch Lisa ihren Mentor und einflussreichen Freund verlor, was sie schnell zu spüren bekam. Zum Beispiel hatte Miss Tshayimpi einen Dokortitel in Tourismus und wurde fuchsteufelswild, vergaß man, sie damit anzureden. Lisa hatte das mehrmals vergessen, worauf die Studioleiterin subtile Rache nahm.

Es hatte damit angefangen, dass sie aus ihrem Büro, das zwar nicht groß war, aber eine Traumaussicht auf Kapstadt und das Meer bot, in ein Kabuff auf der Rückseite des Gebäudes umziehen musste. Als einzige Tageslichtquelle diente hier ein verdrehtes, schmales Fenster zum Hinterhof. Vorübergehend, nur für ein paar Tage, während ihr Büro renoviert werde, hieß es, keine Veranlassung für sie, ihre persönlichen Sachen auszupacken und sich häuslich einzurichten. Aber aus Tagen wurden Wochen, und als dann immer wieder Unterlagen verschwanden, ihre Anfragen und Aufträge nicht oder nur verzögert ausgeführt wurden, hatte Lisa endlich kapiert, dass Brigitte Tshayimpi es auf sie abgesehen hatte.

Das würde sich nun aber in Kürze drastisch ändern. Triumph floss schon wie süßer Honig durch ihre Adern, aber noch war sie vorsichtig. Ihre Reportage *Verlorene Seelen* über die verschwundenen Opfer der Apartheid lag bereits wieder ein Jahr zurück, der zweite Teil war noch nicht ganz fertig, und nach dem kürzlichen Fiasko mit ihrer Dokumentation über Muthi-Morde, die die Tshayimpi als imageschädigend für Südafrika gekippt hatte, hatte sie dieses Erfolgserlebnis dringend nötig.

Tief in Gedanken, trat sie unvorsichtig ein paar Meter auf die Fahrbahn, als am unteren Ende der Straße gleichzeitig eine Ampel umsprang. Wie eine Herde durchgehender Büffel donnerten die Fahrzeuge auf sie zu. Ein Lieferwagen streifte sie fast, und während sie dem Fahrer wütend Beleidigungen nachrief, sprang

ihr Blick frustriert über ihre Umgebung. Dabei fiel ihr ein Wahlplakat mit dem Abbild des Präsidentschaftskandidaten des ANC, Tom Zulu, auf. Der Anblick ließ sie sofort an einen weiteren Bericht denken, an dem sie in letzter Zeit mit Hochdruck gearbeitet hatte, einen über die Wahlkampfmentalität der Parteien.

Sie war stolz darauf, dass es ihr gelungen war, kompromisslos herauszuarbeiten, mit welchen demagogischen Feinheiten die Parteifürsten ihre Anhänger aufhetzten, die sich infolgedessen seit Monaten mit den gegnerischen Sympathisanten immer wieder blutige Kämpfe lieferten. Es hatte mehrere Tote gegeben, und sie vertrat die Meinung, dass besonders der charismatische Tom Zulu, der mit seinen siebenundsechzig Jahren mit unglaublicher Vitalität und Kraft seine Zuhörer mitriss, gefährlich war für das Land. Brandgefährlich.

Der Machtkampf, der zwischen seinen Anhängern und denen des Präsidenten tobte, eskalierte täglich und war so bösartig geworden, dass es den ANC gespalten hatte. Abtrünnige hatten eine neue Partei gegründet.

Das Wort Bruderkrieg stand wie eine drohende Wolke hinter dem Horizont.

Lisa musterte das Plakat. Tom Zulu war ein Bulle von einem Mann, strahlte eine düstere, unwiderstehliche Stärke aus. Auf allen Versammlungen tanzte er auf der Bühne und stimmte irgendwann »Ushimi Wami« an, seine alte Kriegshymne aus den Zeiten seines Kampfes gegen den Apartheidstaat. »Ushimi Wami« – »bring mir meine Maschine«. Alle Welt, auch seine Genossen, interpretierte es so, dass er nach seinem Maschinengewehr rief. Dann schwang er im Rhythmus des Gesanges mit, beide Fäuste erhoben, ein Leuchten auf dem runden Gesicht, rührte seine Parolen und brachte die Menge zum Kochen.

Ein teuflischer Verführer der Massen. So beschrieb sie ihn.

Der Wahlkampf brodelte Woche für Woche stärker hoch und war mittlerweile schon derart überhitzt, dass jeden Augenblick

eine größere Explosion stattfinden konnte. Die Gewaltausbrüche hatten ihr eine derartige Angst eingejagt, dass sie zum ersten Mal für einen kurzen schwachen Augenblick erwogen hatte auszuwandern. Sowohl ein englischer als auch ein australischer Sender hatten ihr Angebote gemacht, die höchst verlockend waren. Sie hatte sich vorgestellt, wie ihr Leben wohl aussah, wenn nicht unausweichlich mit jeder Nacht auch die Angst kam, diese Urangst, die einen flackernden Rand von Panik trug und die jeder weiße Bürger dieses Landes mit der Muttermilch eingesogen hatte. Diese unkontrollierbare Angst, die schon längst die Schutzbarriere des Bewusstseins überwunden hatte und immer mehr ans Tageslicht drängte.

Sie hatte sich vorgestellt, wie es wäre, wenn nicht vor jedem Fenster schwere Gitter den Himmel in kleine Stückchen schneiden würden. Wie das Leben aussehen würde, in dem sich niemand hinter hohen Mauern und elektrischen Zäunen zu verschanzen brauchte. Es war ihr nicht wirklich gelungen. Wie alle Südafrikaner hatte sie sich zu sehr an die Beschränkungen, die die extreme Kriminalität des Landes notwendig machte, gewöhnt.

Aber letztlich war es ihr Stolz gewesen, der nicht zugelassen hatte, dass sie sich davonmache. Gelbbäuchige Feiglinge, so nannten die, die blieben, trotzig jene, die das Land verließen, und feige war sie noch nie gewesen.

Ihre Analyse über diese erschreckende Gewaltbereitschaft war so gut wie fertiggestellt. Die würde sie sofort nachschieben, sobald die Reportage über die Unternehmerinnen von Khayelitsha im Abendprogramm gelaufen war. Im Schneiderraum würde sie allerdings noch einige Kanten abschleifen müssen, ehe sie das Ergebnis im Sender präsentierte, sonst würde die Tshayimpi gleich wieder ihre Krallen hineinschlagen und ihr Werk mit dem gleichen Vergnügen auseinanderreißen wie eine spielende Katze ein Wollknäuel. Diese Frau zu unterschätzen, konnte sie sich nicht erlauben.

Aber abgesehen davon war der Bericht ein Knaller, dessen war sie sich sicher. Ihre überschwängliche Laune kehrte zurück.

»Primetime«, sang sie und hüpfte ein paar Schritte wie ein übermütiges Kind, fühlte sich leicht wie eine Feder und ein wenig albern, so als hätte sie Champagner auf nüchternen Magen getrunken.

Selbst Brigitte Tshayimpi würde ihr bald nichts mehr anhaben können. In Zukunft würde die ihre Finger von ihr lassen und ihre giftige Zunge im Zaum halten müssen. Gute Einschaltquoten waren die beste Garantie dafür.

»Primetime«, trällerte sie noch einmal. »Primetime, primetime, primetime ...«

Als Sahnehäubchen auf diesen Traumtag hatte Brian, der Mann, den sie in zwei Monaten zu heiraten vorhatte, eben angerufen und sie zum Essen ins Jardine eingeladen. Es war das erste Mal, dass Brian sie in ein Restaurant dieser Preisklasse ausführte. Vor dem Essen hatten sie vor, mit Freunden dem Mondaufgang vom Lion's Head aus zuzusehen. Es versprach eine klare Vollmondnacht zu werden, und der Blick über die Zwölf Apostel bei Mondlicht war einfach unvergleichbar. Und unglaublich romantisch.

Und nach dem Essen dann Dessert in Brians neuem Apartment. Ihre Nervenenden prickelten, und eine wohlige Trägheit machte ihre Glieder schwer. Brian. Intelligent und zielstrebig. Tennisgestählte Muskeln, dunkelbraunes Haar, jungenhaftes Grinsen, warme, geschickte Hände. Etwas leichtsinnig vielleicht, aber aufregend.

Ihre Freundin Hillary, die ihn als »absolutes Heiratsmaterial« einstufte, hatte sie und Brian einmal zum Abendessen eingeladen. »Damit du Appetit aufs Familienleben bekommst.«

In ihrem sonnendurchfluteten Haus mit großem Garten, inmitten des kreativen Chaos, das drei kleine Kinder, zwei Hausangestellte, zwei Hunde und drei Katzen anrichten konnten,

führte sie mit ihrem Mann offenbar ein restlos glückliches Leben. Während des Abendessens hatte Lisa sich dabei erwischt, dass sie Hillary beneidete, was sie selbst am meisten überraschte, denn sie hatte sich nach der Scheidung von Scott für immer immun gegen die Sirenenklänge von Familienleben und Mutterschaft gehalten.

Unbewusst leckte sie sich über die Lippen. Den heutigen Tag würde sie sich nicht verderben lassen, auch nicht von dieser Hexe Tshayimpi. Schon gar nicht von dieser Hexe! Wieder ballte sich ein heißer Knoten aus Wut und Frustration in ihrem Magen, aber das Klingeln ihres Handys lenkte sie von diesem unerfreulichen Thema ab. Energisch schob sie jeden weiteren Gedanken an ihre Studioleiterin beiseite und nahm das Telefon aus der Umhängetasche. Die Nummer auf dem Display war die ihres Kameramannes. Sie nahm den Anruf an.

»Andy, was gibt's?«

Andy Willems war ein schmaler, sanfter Mann, dessen Vorfahren von den weißen Siedlern als Sklaven aus Malaysia nach Südafrika gebracht worden waren. In ihm mischten sich alle Bevölkerungsgruppen dieses Landes. Sogar ein Koi-San gehörte zu seinen Ahnen, wie seine hohen Wangenknochen bezeugten. Er war ein absoluter Künstler hinter der Kamera, aber sensibel und in sich gekehrt, ziemlich depressiv, wie so viele Kapfarbige. Brigitte Tshayimpi hatte auch ihn auf dem Kieker, und einer kampfgeübten ANC-Frau wie ihr war er nicht gewachsen. Seitdem sank er täglich tiefer in ein seelisches schwarzes Loch.

Lisa seufzte. Andy war eigentlich viel zu zartbesaitet für das Mediengeschäft. »Worum geht's?«

Andys leise Stimme träufelte aus dem Hörer. Wie immer holte er weit aus, um sich auf großen Umwegen dem zu nähern, was er eigentlich sagen wollte. Sie lauschte ungeduldig. Ihre Gedanken zerfaserten. Unkonzentriert schweifte ihr Blick über die Straße

hinüber zum Strand vom Mouille Point, verfolgte die Kapriolen einer Möwe, die einem Obdachlosen, der im Schatten einer windzerzausten Palme am Strandweg sein Zuhause aufgeschlagen hatte, das Brot zu stehlen versuchte. Auf einmal drang das, was Andy stockend berichtete, in ihr Bewusstsein. Er redete über Brigitte Tshayimpi. Sie erstarrte.

»Sie will was?«, schrie sie auf. »Diese verdammte ...!« In letzter Sekunde verschluckte sie ein saftiges Schimpfwort. »Das kommt gar nicht infrage! Ich brauche dich, das weißt du! Du bist *mein* Kameramann. Wir arbeiten doch schon seit Jahren zusammen! Mit wem sollst du denn ihrer Meinung nach drehen? Nein, sag's gar nicht erst. Ich will es nicht wissen. Du drehst für mich. Basta!«

Aber Andy redete einfach weiter. Langsam und zögernd stolperte er von Wort zu Wort, redete um den heißen Brei herum, ließ seine Sätze unfertig in der Luft hängen. Mit steinernem Schweigen hörte sie ihm zu, wusste aus Erfahrung, dass er, dadurch verunsichert, über kurz oder lang mit der Wahrheit herausplatzen würde. Sie behielt Recht.

»Ich soll mit Linda drehen«, quiekte er.

Lisas Laune kippte augenblicklich. »Linda! Vergiss es«, fauchte sie. »Sag der Tshayimpi das!«

Gequält stotterte Andy seinen Protest. In diesem Augenblick klopfte ein anderer Anrufer an, und sie unterbrach ihren Kameramann. »Ich muss Schluss machen. Die Tshayimpi soll einen anderen für den Dreh einteilen. Du machst meine Reportage, verstanden? Sag's ihr, und zwar gleich!«

Ein Jaulen drang aus dem Hörer. Lisa verdrehte gereizt die Augen himmelwärts. Oft genug hatte sie erlebt, dass Andy Willems in Gegenwart von Brigitte Tshayimpi in hilflose Schreckensstarre verfiel, nicht anders als das sprichwörtliche Kaninchen vor der Schlange. Ihr würde wohl doch nichts anderes übrigbleiben, als selbst mit der Studioleiterin zu reden, eine Aussicht, die ihr

augenblicklich den Tag zu verhageln drohte. Sie knirschte mit den Zähnen.

»Okay, okay, ich sag's ihr selbst ... Nein, du brauchst dich nicht darum zu kümmern. Bye.«

»Totsiens«, verabschiedete sich Andy erleichtert.

Missgelaunt legte Lisa auf. Ein Blick zeigte ihr, dass der andere Anrufer ihr Vater war. Nach kurzem Zögern drückte sie ihn weg. Im Moment war sie einfach zu aufgebracht, um mit ihm reden zu können. Er würde sofort merken, dass etwas nicht stimmte, und gnadenlos nachbohren, würde sie gekonnt mit Worten vor sich hertreiben, ihr jeden Ausweg verstellen, bis sie in der Falle saß und ihm alles erzählte, vor allen Dingen auch Sachen, über die sie mit ihm auf keinen Fall diskutieren wollte. Sie hatte gelernt, diese Fähigkeit von ihm als ein verstörendes Überbleibsel seines Berufes zu hassen.

Bis vor sieben Jahren war er bei der Polizei gewesen. Als Kind, auch später noch als Jugendliche, hatte sie sich kaum Gedanken gemacht, was er dort tat. Erst während ihres Studiums war ihr immer klarer geworden, dass er politisch noch in der Schwarzen Zeit verwurzelt war, wie sie die Zeit der Apartheid in ihren Reportagen immer nannte. Ihr Bild von ihrem Vater, der Lichtgestalt, dem festen Anker ihrer Kindheit, geriet immer mehr ins Wanken, je älter sie wurde.

Während ihres Jurastudiums, Anfang der neunziger Jahre, brach das Apartheidregime zusammen, und nachdem Nelson Mandela 1994 als Staatspräsident vereidigt wurde, gelangten täglich neue Verbrechen ans Tageslicht. In den Zeitungen und im Fernsehen war von unvorstellbaren Grausamkeiten die Rede, die die Polizei verübt habe. Ihr wurde übel davon, sie konnte nichts essen, lag nächtelang wach. Bald schob sich für sie über den Ausdruck »Polizei« die Bezeichnung »mein Vater«, ohne dass sie sich dagegen zu wehren vermochte. Als sie es nicht mehr ertragen konnte, hatte sie endlich den Mut gefunden, ihn zur Rede zu stellen.

Der Streit hatte auf Lalisa stattgefunden. Kühl berechnend hatte sie einen Tag gewählt, an dem ihre Mutter nicht im Haus war. Sie war entschlossen gewesen, am Ende des Tages zu wissen, welche Stellung dieser Mann, der ihr Vater war, im Polizeidienst wirklich bekleidet hatte, und vor allen Dingen, welcher Mensch er heute war. Dass es einen Streit geben würde, hielt sie für unausweichlich. Aber sie musste ihm die Wahrheit entlocken, um endlich inneren Frieden zu finden.

Zu dieser Zeit arbeitete sie bereits als Reporterin, und wie für ein wichtiges Interview bereitete sie sich sorgfältig vor, durchforstete alle Archive, deren sie habhaft werden konnte. Das Internet befand sich erst in den Kinderschuhen, und Suchmaschinen wie Google gab es noch nicht, weshalb sie hauptsächlich auf die Zeitungsarchive angewiesen war. Wenigstens bestanden die aus Mikrofilmen und nicht aus Stapeln von staubigem Papier.

Aber sie fand nichts außer einem verschwommenen Foto, das ihn in voller Uniform im Hintergrund irgendeiner Festivität zeigte. Der Eindruck, dass er nicht sehr wichtig gewesen sein konnte, verstärkte sich, was sie auf gewisse Weise beruhigte.

Wie vorausgesehen, entwickelte sich das Gespräch mit ihrem Vater innerhalb von Minuten zu einem Duell. So wie er es bei ihr sonst tat, jagte sie nun ihn mit Worten, versperrte ihm jeden Ausweg, stocherte in seinem Innersten herum, bis er explodierte. Nach dem kurzen, lauten Wortwechsel schwieg er plötzlich und starrte sie mit versteinertem Gesicht an. Sie hielt es für einen seiner Polizeitricks und schwieg ebenfalls. Ihre Blicke verkrallten sich ineinander. Schließlich gab er als Erster nach und brach das Schweigen. Er wirkte gefasst.

»Damals habe ich das System nicht hinterfragt«, begann er mit ruhiger Stimme, sein Blick offen und aufrichtig. »Ich diente dem Staat, war wie du Jurist, arbeitete in der Verwaltung bei der Polizei, nicht im aktiven Dienst.« Sein Ton setzte hier ein Ausrufe-

zeichen. »Die Entwicklung war schleichend, jeden Tag wurde mein Urteilsvermögen ein wenig mehr getrübt, und als sich die Apartheid in ihrer ganzen Hässlichkeit entfaltete, konnte ich das nicht mehr erkennen. So war es.«

Und da hatte er wieder vor ihr gestanden. Ihr Vater. An diesen Augenblick würde sie sich immer erinnern. Das kantige, vertrauenerweckende Gesicht, sein Lächeln, das gleichermaßen verwegen wie siegessicher wirkte, die blitzenden blauen Augen. Sein Geständnis riss die Barriere nieder, die sie um ihre Gefühle zu ihm errichtet hatte. Es übertraf alles, was sie erwartet hatte.

Unwillkürlich schossen ihr jetzt wie damals die Tränen in die Augen. Sie blinzelte sie weg. Den Rest dieses Tages hatten sie geredet, ihr Vater und sie. Über alles, auch darüber, wie froh er war, eine Laufbahn im aktiven Dienst abgelehnt zu haben.

»Mein Arbeitsplatz in der Logistik war zwar wenig aufregend, um nicht zu sagen langweilig, aber wenigstens konnte ich ruhig schlafen. Aber natürlich sind wir im Rückblick alle schuldig gewesen«, hatte er hinzugesetzt, reuevoll und offensichtlich betroffen von der Erinnerung.

In einer spontanen Gefühlsaufwallung war sie ihm um den Hals gefallen. Sie glaubte ihm. Er hatte keinen Grund mehr, etwas zu verbergen. Im Gegenteil. In ihr kroch die unbehagliche Vorstellung hoch, wie sie wohl selbst geworden wäre, wäre sie in der Schwarzen Zeit aufgewachsen. Diese Erkenntnis half ihr, ihn und seine Generation zumindest ansatzweise zu verstehen. Er hatte inmitten jener Gesellschaft gelebt und war den Vorurteilen von klein auf ausgesetzt gewesen. Warum er den Polizeidienst gewählt hatte, war ihr nicht klargeworden. Es war ihr auch nicht mehr wichtig. Jetzt hatte er ihr gezeigt, dass er fähig war, seine Rolle kritisch zu sehen. Das war ihr genug. Sie hatte den Vater wiedergewonnen, der er einst für die kleine Lisa gewesen war. Groß, stark, beschützend und immer ehrlich zu ihr, und es hatte

sie seelisch völlig aus der Bahn geworfen, wie sehr sie das alles aufwühlte.

Später hatte sie erkannt, dass dieser Streit ihre Berufswahl bestimmt hatte. Als Anwältin oder Richterin wäre sie auf die Fälle beschränkt gewesen, die zufällig auf ihrem Tisch landeten, hätte sie nur in sehr kleinem Rahmen dafür sorgen können, dass den Opfern Gerechtigkeit widerfuhr.

Als Journalistin dagegen konnte sie der Welt vor Augen führen, wie es in ihrem Land gewesen war, konnte sie den Opfern Gehör verschaffen, konnte dafür sorgen, dass sie nicht vergessen wurden. Sie konnte aber auch zeigen, was daraus geworden war, konnte zeigen, welche Kraft in den Menschen dieses herrlichen Landes steckte und welcher Wille zur Wahrheit und zur Veränderung.

Sie hatte nicht lange auf den ersten Erfolg zu warten brauchen. Bei der Erinnerung an jenen wunderbaren Moment, als ihr erstes Honorar für einen Bericht ins Haus flatterte, musste sie unwillkürlich lächeln. Es hatte süßer geschmeckt als Manna vom Himmel. Eine Kopie des Schecks hing noch immer gerahmt an ihrer Schlafzimmerwand.

Ein Windstoß fuhr ihr durchs Haar, und eine hellblonde Haarsträhne kitzelte sie an der Nase. Sie nieste und kehrte in die Gegenwart zurück. Das Rauschen des Verkehrs mischte sich mit dem Wellenschlag des Atlantiks. Die hartnäckige Möwe hatte es geschafft, den Obdachlosen, eine bizarre Erscheinung mit grellbunter Rastamütze und einem knöchellangen Hemd aus Sackleinen, zu überlisten, und flog mit dem Brot im Schnabel davon. Der Mann sprang mit rudernden Armen empört umher und erinnerte sie damit an die Abbildung von Rumpelstilzchen in einem uralten Kinderbuch ihrer Mutter.

Prompt überfiel sie das dringende Bedürfnis, mit ihr zu sprechen. In einem Monat würde sie ihren sechzigsten Geburtstag begehen, und nach anfänglichen Versuchen, die deprimierende

Wahrheit zu ignorieren, hatte sie sich dann doch dazu durchgerungen, dieser Zahl mit einer üppigen Party die Stirn zu bieten. Impulsiv wählte Lisa die Mobil-Nummer ihrer Mutter.

Melly meldete sich fast sofort. »Lisa, mein Schatz. Das muss Gedankenübertragung sein. Ich wollte dich gerade anrufen. Stell dir nur vor, was passiert ist!« Aufgeregt sprudelten die Wörter aus dem Hörer. »Im Gästehaus ist mir aus der Wohnzimmerlampe Wasser entgegengelaufen. Wie ein Sturzbach! Ich war so verdattert, dass ich eine ganze Zeit gebraucht habe, um mir bewusst zu machen, dass Wasser und Elektrizität nicht gut zusammenpassen. Natürlich habe ich dann sofort die Sicherungen ausgeschaltet und deinen Vater geholt. Als der endlich festgestellt hat, dass im Dach ein Rohr gebrochen ist, war er klitschnass – und sehr schlechter Laune. Kein Wunder, wir haben nämlich schätzungsweise dreitausend Liter im Gebäude. Es stinkt widerlich, der Fußboden ist aufgequollen, schwarzer Schimmelrasen wuchert über die Wände und Decken, die Möbel sind tropfnass und von allen möglichen Viechern bewohnt. In einem hat sich bereits ein quakender Frosch breitgemacht, stell dir das nur vor!«

Melly rang hörbar nach Atem.

»Wir werden alles wegwerfen müssen, und dein Vater überlegt sogar, das Haus einfach abzureißen und ein neues bauen zu lassen. Aber das schaffen wir natürlich nicht bis zur Geburtstagsfeier«, jammerte sie.

Lisa krümmte sich vor Lachen. »Frag doch Jill, ob du auf Inqaba feiern kannst. Ihr habt doch eine ziemlich gute Verbindung zueinander«, schlug sie vor, nachdem sie sich erholt hatte. Jill Rogge, ihre ziemlich entfernte Cousine, besaß die Farm Inqaba, eine der schönsten Gästefarmen KwaZulu-Natals und gleichzeitig eine der ältesten Farmen überhaupt in Zululand. »Ihr Koch ist klasse, und du hättest überhaupt keine Arbeit.«

»Mein Kind, das ist eine blendende Idee. Warum bin ich nicht gleich darauf gekommen«, seufzte ihre Mutter erleichtert.

»Ich habe auch Neuigkeiten.« Schnell erzählte Lisa ihr von dem neuen Sendepplatz. »Es ist zwar noch nicht ganz offiziell, aber das ist nur noch eine Formsache, denke ich. Daran kann auch die Tshayimpi nichts mehr ändern!«

»Lisa, das ist ja absolut phänomenal! Gratuliere ... ich bin so stolz auf dich! Welches Outfit hast du vor der Kamera getragen?«

Lisa lachte auf. »Schlicht, aber todschick. Einen Hosenanzug, naturfarbenes Leinen mit genügend Kunststoffanteil, dass er nicht so grässlich zerknittert wirkt.«

Vor ihr tat sich eine Lücke im Verkehr auf. Leichtfüßig schlängelte sie sich zur anderen Straßenseite hindurch. Dann schlenderte sie über den geteerten Weg am schmalen Strand entlang, während sie sich weiter mit ihrer Mutter angeregt über die neueste Mode, Durbaner Klatsch und die ständigen Stromausfälle unterhielt.

Bei diesem Thema seufzte Melly dramatisch. »Ohne Generator ist man ja verloren. Bill hat gerade einen zweiten gekauft, falls der erste ausfällt und sein kostbarer Wein zu warm wird.«

Lisa kicherte. »Na, das wäre natürlich eine wirkliche Katastrophe.«

Ihr Vater hatte den großen Raum neben der Küche, der eigentlich als Billardzimmer geplant gewesen war, in einen kühlen Weinkeller verwandelt, wo Hunderte von Weinflaschen in exakt der richtigen Temperatur gelagert wurden. Gute Bordeaux leicht über 16 Grad, leichte Weißweine und Champagner bei 8 Grad, Sherry und Portweine bei 10 Grad. Auch seine beachtliche Sammlung von Hochprozentern wie Whisky, Gin oder Wodka bewahrte er hier auf. Im afrikanischen Hochsommer stieg der Stromverbrauch der Farm zwar ins Astronomische, aber das interessierte Bill Darling nicht im Geringsten.

»Du kannst dir das Theater nicht vorstellen, wenn sich einer seiner Rotweine in der Sommerhitze beim Dekantieren zu schnell erwärmt. Er treibt mich mit Eismanschetten und Tauchthermometern zum Wahnsinn ...« Melly schnaubte spöttisch. »Als Nächstes wird er ein Extrazimmer nur zum Trinken seines Weins bauen.«

»Papa wäre das zuzutrauen.« Lachend verabschiedete Lisa sich. Ihre gute Laune war wieder restlos hergestellt. Ein Blick auf die Armbanduhr sagte ihr allerdings, dass sie sich sputen musste, ins Studio zu gelangen. Mit schlechtem Gewissen lief sie eilig zu ihrem Wagen.

Der Wind hatte aufgefrischt und spielte mit ihrem hellblonden Haar. Ihr blaues Kleid flatterte. Eine Bö griff unter den federleichten Rock, wirbelte ihn zu einem Kelch hoch und entblößte ihre eleganten langen Beine. Sekundenlang verwandelte sich Lisa Darling in eine schimmernd blaue, langstielige Blüte mit goldener Krone. Übermütig tanzte sie über den Strandweg hinauf zu ihrem Auto, schloss es auf, warf ihre Tasche auf den Beifahrersitz und fädelt sich kurz darauf in den morgendlichen Verkehr ein. Es würde ein guter Tag werden. Vielleicht sogar einer, den sie im Kalender anstreichen würde.

Abends, als die drückende Smogdecke aus der Stadt vertrieben war, ruhte sich der Kap-Doktor aus und schwächte sich vorübergehend zu einem kräftigen Wind ab. Es war heiß, und die Luft funkelte. Die Kapstädter atmeten tief durch, räumten auf und machten sich mit fröhlicher Energie auf die Partytour durch Kapstadts In-Lokale. Für das Essen im Jardine schlüpfte Lisa Darling in ein kniefreies Hängerkleid in leuchtenden Grüntönen, das sie sich gekauft hatte, weil die Restaurants im Zuge der Stromsparmaßnahmen ihre Klimaanlage deutlich wärmer einstellten, wenn nicht gar ganz abschalteten.

Sie schloss die Wohnungstür ab und stieg in den Lift. Zwar

hatte es heute keine offizielle Entscheidung über den Sendeplatz gegeben, aber sonst war der Tag, den sie hauptsächlich im Schneiderraum verbracht hatte, gut verlaufen. Nun lag ein herrlicher Abend vor ihr.

Am nächsten Morgen strahlte die Sonne aus dem porzellanblauen Himmel, die Luft war wie Champagner, der Kap-Doktor noch friedlicher Laune, und an der Victoria & Albert Waterfront schoben sich breite Touristenströme durchs edle Einkaufszentrum. Die Menschen waren bestens aufgelegt, das Geld saß locker, die großen Jachten wagten sich bereits zu einer Vergnügungstour aus dem sicheren Hafen, und die schwarze Rauchdecke, die oft über Khayelitsha lag, konnte man nicht einmal riechen. Nichts trübte den schönen Morgen.

Einem Menschen jedoch hatte der Kap-Doktor keine Erleichterung gebracht. Israel Mabaso schnappte rasselnd nach Luft. Das Fenster des Sechsbettzimmers war weit geöffnet, aber die dumpfe Hitze im Raum wich nur langsam. Trotzdem fror er, obwohl er von innen glühte, außerdem fühlte er seine Beine nicht mehr. Die Taubheit kroch stetig höher, und er wünschte, sie würde die obere Hälfte seines Körpers schnell erreichen. Der Schmerz, der in seiner Brust brannte, schoss ihm im Takt seines flatternden Herzens wie flüssiges Feuer in die kleinsten Nervenverzweigungen. Er bestand nur noch aus diesem Schmerz. Irgendwann während der letzten Stunden hatte sich die Gewissheit, dass er gerade Glied für Glied starb, immer nachdrücklicher in sein Bewusstsein gedrängt. Er fand nicht mehr die Kraft, sich dagegen aufzulehnen.

Eine Weile lag er so da, driftete immer wieder in die Bewusstlosigkeit ab, bemühte sich in seinen lichten Augenblicken, einen Gedanken festzuhalten, der ab und zu durch den dichten Nebel in seinem Hirn geisterte. Aber das erwies sich als unmöglich, so

als wollte er eine vorbeischießende Schwalbe einfangen. Er sank tiefer zurück in die weiche, warme Dunkelheit.

In letzter Sekunde, ehe die dunkle Welle für immer über ihm zusammenschlug, schickte der Kap-Doktor ihm wie zum Abschied einen letzten Windstoß, der die offen stehende Tür seines Zimmers zuschlug. Der Knall fuhr ihm in die Knochen und stieß ihn zurück ins Leben, für eine kurze Zeitspanne jedenfalls.

Er hörte Schwester Paulina auf dem Gang mit den Metalltablets klappern, die im Krankenhaus verwendet wurden. Das Geräusch verriet ihm, dass es früher Morgen sein musste, denn um diese Zeit teilte die Schwester die Medikamentenrationen ihrer Patienten ein. Jetzt brach das Klappern abrupt ab, und die Tür wurde wieder aufgestoßen.

»Alles in Ordnung?«, fragte eine weibliche Stimme.

»Nein, absolut nicht. Ich sterbe«, wollte Israel rufen, bekam aber nur ein schwaches Gurgeln heraus. Verzweifelt schnappte er nach Luft. Schon wurde es wieder dunkel um ihn, als er hörte, wie die Schwester mit einem Fußtritt den Hebel der Tür feststellte und sich energische Schritte seinem Bett näherten. Gleich darauf fühlte er eine warme Hand auf seiner Schulter.

Seine Lider flatterten, und nach ein paar angestrengten Atemzügen gelang es ihm, die Augen noch einmal zu öffnen. Das Gesicht einer älteren Frau in Schwestertracht schwebte wie ein lächelnder brauner Mond über ihm. Sein Blick klammerte sich an ihr fest.

»Israel, können Sie mich hören?« Die Hand schüttelte ihn sanft.

Es tat weh. »Wa...«, machte er und versuchte, sich die rissigen Lippen zu lecken.

»Wasser?«, fragte die Krankenschwester.

Israel grunzte zustimmend.

Schwester Paulina stützte ihm den Kopf, ergriff die Schnabeltasse, die auf seinem Nachttisch stand, und hob sie an seine Lip-

pen. Das meiste lief ihm aus den Mundwinkeln heraus, aber es belebte ihn so weit, dass er die Kraft fand, ein paar zusammenhängende Worte herauszupressen.

Der teilnehmende Ausdruck auf dem braunen Mondgesicht verwandelte sich unvermittelt in blankes Entsetzen.

»Mord?«, wisperte die Schwester schockiert.

»Versprechen Sie es, Schwester Paulina?«, krächzte Israel eindringlich und brachte es fertig, den Kopf anzuheben. »Sie müssen alles ... aufschreiben. Sofort, damit Sie nichts vergessen ... und es dann dem Doktor sagen ...« Seine Stimme verlor sich in unverständlichem Röcheln.

»Versprochen«, flüsterte sie, »... aber wo ist das Tal, und wer liegt ...?«

»Krokodil«, sagte Israel Mabaso, laut und klar. Dann fiel er zurück in die Kissen, die Taubheit erreichte seine Brust, die Welle rauschte heran und schlug über ihm zusammen. Alle Gedanken machten sich auf leisen Schwingen davon.

Israel lächelte. Er hatte keine Schmerzen mehr.

Die Schwester, die dem Tod schon unzählige Male ins Gesicht geblickt hatte und sofort erkannte, dass der Mann vor ihr aus dem Leben gegangen war, suchte mit geübten Fingern den Puls an seinem Hals, fand ihn nicht mehr, horchte an seinem Herzen, vernahm aber nur Stille und drückte ihm dann sanft die Augen zu. Anschließend zog sie ihm das Laken über das Gesicht und schob eine Trennwand um das Bett, um den übrigen Patienten den Anblick zu ersparen. Dabei wiederholte sie in Gedanken unablässig, was Israel Mabaso ihr anvertraut hatte. Hastig verließ sie das Zimmer.

Draußen auf dem Gang fischte sie einen Bleistift aus der Tasche ihrer Schwesternuniform, notierte einige Stichworte auf der Rückseite einer Medikamentenschachtel und steckte sie ein. Der Doktor würde erst in rund zwei Stunden seinen Dienst antreten,

und sie befürchtete, dass sie sonst irgendeine der grausigen Einzelheiten vergessen könnte.

Das, was ihr Israel Mabaso auf seinem Sterbebett anvertraut hatte, beschäftigte sie so sehr, dass sie die Oberschwester um eine Pause bat und ihre erste Zigarette seit Jahren rauchte. Aber auch die konnte ihre tiefe Unruhe nicht vertreiben.

Sie erwischte den Doktor gerade, als er mit ausgreifenden Schritten an ihr vorbei zum Operationstrakt eilte, um sich für die Transplantation vorzubereiten. Schüchtern berührte sie ihn am Arm.

Etwas unwirsch schaute er auf sie hinunter. »Was ist, Schwester? Ich bin im Stau aufgehalten worden und habe es verdammt eilig. Mein Patient liegt schon in der Narkose.«

»Es betrifft Israel Mabaso ...«

»Gibt es Schwierigkeiten mit der Medikation? Geben Sie ihm Morphium, sooft er es braucht. Mehr können wir für ihn nicht mehr tun«, unterbrach er sie. Seine Konzentration war schon auf seinen Patienten gerichtet.

Es würde seine vierte Herztransplantation sein. Die anderen beiden hatte der Professor noch selbst durchgeführt, aber immer wieder zwang ihn die Arthrose in seinen Händen, Jüngeren das Operieren zu überlassen. Was der Professor sicherlich als Schicksalsschlag empfand, war für ihn ein Glücksfall. In den anderen Krankenhäusern würde er für die nächsten Jahre allenfalls Blinddärme und Gallen entfernen. Die prestigeträchtigen Transplantationen behielten die Professoren als saftige Brocken für sich.

Die Aussichten auf Erfolg bei diesem Fall waren gut. Der Spender war bei seinem Unfalltod erst zwanzig Jahre alt gewesen. Der Empfänger, ein durchtrainierter Mann, der nach einer besonders schweren Virusgrippe eine Herzbeutelentzündung bekommen hatte und innerhalb kürzester Zeit an die Spitze der Empfängerliste geklettert war, würde zwei Tage nach der Trans-

plantation seinen vierzigsten Geburtstag feiern. Voraussichtlich jedenfalls. Er zumindest würde alles dafür tun, um ihm das zu ermöglichen.

»Nein, es gibt keine Schwierigkeiten mit der Medikation, das heißt nicht mehr ...« Die Schwester war ins Stottern geraten, fing sich aber wieder. »Israel ist vor zwei Stunden verstorben, aber vorher hat er mir noch etwas anvertraut, und er hat mich schwören lassen, dass ich es nur Ihnen persönlich mitteilen soll.«

Ungeduldig wandte der Arzt sich zum Gehen. »Begleiten Sie mich zum OP, dabei können Sie es mir erzählen, obwohl ich Israel Mabaso nur als Patienten hier kenne. Kannte. Vorher habe ich ihn noch nie gesehen, und ich kann mir nicht vorstellen, dass ich der richtige Adressat bin.«

»Doch, doch«, keuchte die Schwester, während sie ihm hinterherhastete. »Ich soll Ihnen sagen, dass die drei ermordet wurden und unter dem Isivivani vergraben sind ... Er murmelte dann noch etwas von einem Tal und einer Kuh, aber das habe ich eigentlich nicht verstanden. Er ist immer wieder vom Englischen in seine Sprache abgerutscht.« Sie benötigte ein paar tiefe Atemzüge, ehe sie weiterreden konnte. »Isivivani – das ist doch so ein Steinhaufen, nicht wahr? Wunschsteine oder so, hab ich mal gelesen. Jeder, der vorbeigeht, legt einen Stein auf den Haufen ... Warum, weiß ich allerdings nicht.« Angestrengt runzelte sie die Stirn. »Wo der Haufen sein soll, hat er nicht mehr sagen können ... und auch nicht, wer die Ermordeten sind, die da begraben liegen.«

Erst jetzt verstand der Doktor, was sie gesagt hatte, und blieb so abrupt stehen, als wäre er gegen eine Wand gelaufen. »Sagen Sie das noch einmal«, flüsterte er heiser.

Schwester Paulina wiederholte die Sätze. »Das ist, soweit ich mich erinnere, ziemlich wortgetreu das, was Israel gesagt hat ... Ist Ihnen nicht gut?«, setzte sie mit besorgter Stimme hinzu.

Der Doktor spürte, wie ihm bei ihren Worten alles Blut aus

dem Gesicht wich. Er war nicht imstande, ihr zu antworten, sondern hob nur abwehrend die Hände.

Schwester Paulina sah ihn eindringlich an. »Wissen Sie, was er meint? Ich habe ihn noch gefragt, wo genau das ist und wer da wen ermordet hat und wo die Opfer begraben sein sollen, aber er hat es nicht mehr geschafft ... Es ging dann sehr schnell ... Zum Schluss hat er noch was von einem Krokodil gesagt ...«

Der Doktor fuhr zusammen und starrte an ihr vorbei auf einen Punkt im Nichts, und was er sah, war grauenvoll. Seine Muskeln verkrampften sich, er atmete heftig. Als Schwester Paulina mit allen Anzeichen von Furcht vor ihm zurückscheute, wurde ihm bewusst, welchen Eindruck er ihr vermitteln musste. Er kam mit einem Ruck zu sich.

»Es tut mir leid, ich hätte damit warten sollen ...«, stammelte die Schwester und legte ihm impulsiv die Hand auf den Arm. »Ich habe ja nicht gehant, dass die Nachricht Ihnen so nahegehen würde ... Die Operation ... sie ist hoch kompliziert ...«

Der Doktor zwang sich zu einem beruhigenden Lächeln. »Es ist gut, Schwester, machen Sie sich keine Sorgen. Ich bin fit, und meine Hände sind ruhig. Sehen Sie ...« Zur Demonstration streckte er die Hände mit gespreizten Fingern von sich.

Es waren schöne Hände, vertrauenswürdige Hände, muskulös und sehnig mit langen, empfindsamen Chirurgenfingern, und zittern taten sie absolut nicht.

Das stellte offenbar auch die Schwester fest, denn sie schaute jetzt etwas beruhigter drein und gab ihn frei.

»Es war richtig, dass Sie es mir jetzt gesagt haben«, fuhr der Doktor fort. »Ich habe sehr lange darauf gewartet, und es bedeutet mir ungeheuer viel.« Ein abwesender Ausdruck trat in seine dunklen Augen. »Sie können gar nicht ermessen, wie viel es mir bedeutet«, sagte er leise.

Inzwischen waren sie im Bereich vor den Operationssälen angekommen, und der Chirurg drückte auf den Türöffner. »Danke

noch einmal. Schreiben Sie alles auf, und legen Sie den Zettel bitte auf meinen Schreibtisch. Mein Team wartet, ich muss mich beeilen, sonst hüpfst uns der Patient vom Tisch«, sagte er lächelnd und sah ihr nach, wie sie sich mit allen Anzeichen von Erleichterung in Richtung seines Zimmers entfernte. Dann fiel die schwere Tür zu den Operationssälen schmatzend hinter ihm zu, und er verbannte rigoros alle Gedanken an Israel Mabaso und das, was der ihm hatte ausrichten lassen. Die nächsten Stunden erforderten seine vollste Konzentration.

Erst als draußen schon die Dämmerung übers Meer zog, lockerte sich die angespannte Atmosphäre im Operationssaal merklich. Die Transplantation war ohne Schwierigkeiten verlaufen, und das neue Herz schlug kräftig und regelmäßig in der Brust seines Patienten. Als der Chirurg gerade die letzten Stiche setzte, flackerten auf einmal alle Lichter, und für Sekunden erstarrte das Operationsteam. Dann sprang das große Notstromaggregat an, und Erleichterung rauschte wie eine Welle durch den Saal. Der Chirurg beendete seine Arbeit zügig. Danach wurde der Patient auf die Intensivstation gebracht.

Der Doktor streifte Handschuhe und Gesichtsmaske ab, dankte dabei dem glücklichen Umstand, der ihn an diese Klinik geführt hatte, die zu *Crosscare*, einer der renommiertesten privaten Krankenhausketten Südafrikas, gehörte und wo es eine Notstromversorgung gab, die auch noch reibungslos funktionierte. Sonst hätte die Transplantation in einer Katastrophe enden können. Er presste beide Hände ins Kreuz, bog den Rücken durch und dehnte sich, dass die Knochen knackten. Nach der stundenlangen Operation in vornübergebeugter Haltung fühlte er sich zwar wie gerädert, war aber trotzdem in Hochstimmung. Er beschloss, Vivi heute zu einem späten Dinner bei Kerzenlicht ins Mount Nelson einzuladen. Er hatte es sich weiß Gott verdient, eine kleine Party zu veranstalten. Außerdem war er das auch Vivi schuldig, die bis-

her mit lächelnder Geduld seine Überstunden ertrug und sich selten beklagte, wenn er zu müde war, um irgendetwas anderes zu machen, als sich ins Bett fallen zu lassen und sofort einzuschlafen. Keine seiner bisherigen Freundinnen hatte das länger als ein paar Monate mitgemacht. Aber noch hielt Vivi durch. Sie hatte sich den Abend ebenso verdient.

Fröhlich vor sich hin pfeifend, duschte er in dem winzigen Badezimmer, das zu seinem Büro gehörte, zog sich dann von Kopf bis Fuß frisch an und ging zu seinem Schreibtisch, um Autoschlüssel und Mobiltelefon zu holen. Dabei fiel sein Blick auf den Zettel, den Schwester Paulina dort hingelegt hatte. Erst jetzt erinnerte er sich wieder an die Botschaft, die ihm Israel Mabaso mit seinem letzten Atemzug geschickt hatte.

Wie ein Stein stürzte er aus seinen gedanklichen Höhenflügen ab in die raue Wirklichkeit, fiel auf seinen Drehsessel und zog den Zettel heran. »Die Drei«, stand da, »Mord« und »Isivivani«. Leise sprach er die Worte aus, wiederholte sie immer wieder. Etwas in ihm weigerte sich, wirklich zu akzeptieren, was das alles bedeutete.

Schon hatte er die Hand in die Hosentasche gesteckt und sein Mobiltelefon ergriffen, da zögerte er. Über die Jahre waren seine Nachforschungen immer ohne Ergebnis geblieben. Bevor er seine gesamte Familie in Aufruhr versetzte, musste er sich vergewissern, wer Israel Mabaso im Leben gewesen war, ob er dessen Behauptung Glauben schenken konnte oder ob es wieder einmal eine falsche Fährte war, die sich im Nichts verlor. Er wählte eine interne Nummer und wartete ungeduldig.

Die Stationsschwester meldete sich, und nach einem kurzen Gespräch hatte er die genauen Personalien des Verstorbenen. Jetzt würde er Vincent anrufen, von dem er wusste, dass er oft bis in die Nacht an seinem Computer saß, und auch, dass auf dessen Festplatte Informationen verborgen waren, für die gewisse Leute töten würden. Er tippte die Nummer ein.

Kurz darauf dröhnte Vincents Stimme durch den Hörer. »Hallo, Jakoboy, ich grüße dich.«

Der Doktor zog ein Gesicht, als hätte er auf eine Zitrone gebissen. Sein Name war Jackson, genannt wurde er Jack, aber im Laufe der Zeit hatte er sich daran gewöhnt, von einigen Witzbolden Jacko genannt zu werden, die Variante Jakoboy allerdings hasste er aus tiefstem Herzen. Trotzdem ließ er sich jetzt nichts anmerken. Immerhin wollte er etwas von Vincent.

»Wie geht's? Was machen die Kinderchen?«, setzte Vincent in abwesendem Ton hinzu.

»Ich hab keins ... zumindest soweit mir bekannt ist«, erwiderte der Doktor trocken. »Eine Ehefrau habe ich auch nicht. Für private Daten hast du offenbar nur einen geringen Speicherplatz in deinem Hirn ...«

Vincent kicherte zustimmend. Für ein paar Minuten tauschten sie Familienneuigkeiten aus, und nachdem der Doktor geduldig eine Beschreibung von Vincents neuester Freundin hatte über sich ergehen lassen, erklärte er ihm, was er von ihm wollte.

»Israel Mabaso«, sagte er und buchstabierte den Nachnamen. »Beil dich ein bisschen. Wenn ich heute wieder so spät nach Hause komme, massakriert mich meine Freundin, oder, viel schlimmer, sie verlässt mich.«

»Hör mal, das dauert so lange, wie es dauert. Mein Computer ist eine Primadonna. Sie heißt Maria Callas und will hofiert werden.« Ein fröhliches Glucksen kam durch die Leitung.

»Vielleicht erinnerst du dich daran, dass meine Freundin Vivian heißt und noch wesentlich anspruchsvoller ist als eine einfache Operndiva.« Der Doktor grinste.

Für einige Zeit war nichts als das gedämpfte Staccatogerausches der Anschläge zu hören, während die Finger seines Freundes über die Computertasten flogen. Nur mühsam seine Ungeduld bezähmend, drehte Jack seinen Sessel zum Fenster. Die Elektrizität war inzwischen zurückgekommen, und draußen blinkten die Lich-

ter in den Zimmern der anderen Krankenhaustakte. Im trüben Schein der einzelnen Straßenlaterne, die vor seinem Gebäude noch funktionierte, sah er, dass die Blätterwedel der Dattelpalme am Weg noch heftig hin und her schlugen. Noch hatte sich der Wind nicht völlig gelegt, aber er registrierte dankbar, dass der Sturm seine Schuldigkeit getan hatte. Die Dreckwolke, die sonst ständig über der Stadt hing, seine Lunge strapazierte und nachts den Blick auf die Sterne verdeckte, war verschwunden. Er stellte das Telefon auf Lautsprecher, stand auf und öffnete das Fenster. Ein Schwall salzig-würziger Luft strömte herein, und er atmete tief durch. Unter ihm gingen schwatzend ein paar Krankenschwestern vorbei, draußen auf dem Gang quietschten Gummisohlen auf dem Linoleum, und aus der Ferne näherte sich eine Ambulanz mit heulenden Sirenen. Arbeit sicherlich, aber heute nicht mehr für ihn. Aufseufzend warf er sich wieder in seinen Schreibtischsessel und nahm den Hörer hoch. »Wird's was, Vincent?«

»Bingo!«, hörte er in diesem Augenblick seinen Freund rufen.

Unwillkürlich setzte er sich auf. »Du hast tatsächlich etwas gefunden?«

»Oh, Bingo, Bingo!«, schnurrte es als Antwort aus dem Hörer. »Welch ein erstaunlicher Schweinehund unser Israel doch im Leben war. Weißt du, mit wem er Tango getanzt hat?«

Der Doktor musste schmunzeln. Vincent liebte amerikanische Gangsterfilme aus den vierziger Jahren und benutzte Ausdrücke daraus, die so altmodisch waren, dass sie kaum jemand verstand. »Na, rück schon damit heraus!«

Sein Freund gluckste aufgeregt. »Mit dem Vice-Colonel«, rief er triumphierend. »Mister Trevor Scheißkerl Pryce höchstpersönlich!«

Der Vice-Colonel! Der Chirurg zuckte unwillkürlich zusammen. Der Mann war vor Jahrzehnten aus England eingewandert, hatte bald die südafrikanische Staatsangehörigkeit angenommen

und war in den Achtzigern bei der Staatssicherheit gelandet. Seinen Namen verdankte er der Tatsache, dass er einen Schraubstock – im Englischen Vice genannt – einsetzte, wenn er seine Opfer zu umfassenden Aussagen bewegen wollte. Erst vor zwei Jahren war er endlich unter falschem Namen gefasst worden und nach den präzisen Aussagen einer jungen Frau, die als Kind Zeugin gewesen war, wie er ihre Mutter gefoltert hatte, und die ihm selbst in letzter Sekunde verletzt entkommen war, zu einer mehrfach lebenslänglichen Haftstrafe verurteilt worden. Der Fall hatte monatelang die Fernsehnachrichten und Schlagzeilen der Zeitungen beherrscht.

Und sein Patient Israel Mabaso war ein Handlanger des Vice-Colonel gewesen! Sein Puls beschleunigte sich. Was hatte er mit dem Verschwinden der drei zu tun? Würde seine Familie endlich Gewissheit über ihr Schicksal bekommen? Er musste an seine Mutter denken, die gestorben war, ohne zu erfahren, was mit ihren beiden ältesten Söhnen geschehen war, und an seinen Vater, der außer seinen Söhnen auch noch seinen Bruder verloren hatte.

»Dann hat Mabaso tatsächlich genau gewusst, wovon er redete«, sagte er leise.

»Allerdings«, bestätigte Vincent. »Genauestens.«

»Bist du dir ganz sicher?«

»Also, Jacko, hör mal ...«

»Ist ja gut, entschuldige, dass ich deine Kompetenz infrage gestellt habe. Aber ich muss wirklich sicher sein, bevor ... bevor ... nun, bevor ich die Pferde scheumache. Bevor ich meinen Vater anrufe. Er ist auch nicht mehr so belastbar wie früher. Dieser Mabaso war also bei der Polizei? Steht da noch Genaueres?«

»Er hat alles das für den Vice-Colonel erledigt, womit der sich die Hände nicht beschmutzen wollte, wenn du weißt, was ich meine. Müllabfuhr, sozusagen. Für andere wohl auch. Und einmal ist er nur knapp dem Schicksal entgangen, von den Bewoh-

nern im Township als Polizeispitzel mit dem Halsband hingerichtet zu werden.«

»Oh.« Dem Arzt stellten sich die Nackenhaare auf. Hinrichtung mit dem »Halsband« bedeutete, dass dem Opfer bei lebendigem Leib ein mit Benzin gefüllter Autoreifen um den Oberkörper gelegt und dann angezündet wurde. In den achtziger und den frühen neunziger Jahren wurden Dutzende, die vermeintlich Polizeispitzel oder der Hexerei verdächtig waren, auf diese Weise getötet. Neuerdings waren auch einige Vergewaltiger mit dieser Methode von den aufgebracht Verwandten des Opfers, denen die Polizei zu langsam arbeitete, ins Jenseits befördert worden. »Wieso ist er nicht von der Truth Commission erfasst worden?«

»Er ist untergetaucht und hat seinen Namen und Wohnort vermutlich wesentlich öfter gewechselt als sein Hemd. Wie so viele. Wobei ich glaube, dass er Hilfe vom Vice-Colonel hatte, der ein starkes Interesse daran gehabt haben dürfte, dass Israel Mabaso die Klappe hält. Jetzt, wo sie den Colonel eingebuchtet und den Schlüssel zu seiner Zelle weggeworfen haben, kann es ihm ja wohl egal sein. Leider gibt es bei uns die Todesstrafe nicht mehr«, bemerkte Vincent mit deutlichem Bedauern. »Woran ist Mabaso denn gestorben? Hat ihm jemand ein Messer zwischen die Rippen gejagt? Ich kann mir vorstellen, dass es außer dem Vice-Colonel noch ein paar Dutzend Leute gibt, die das gerne getan hätten.«

»Er hatte einen Motorradunfall.«

»Hoffentlich hat er was davon gehabt ...«

»Hat er«, erwiderte der Doktor, der seine Brüder und seinen Onkel sehr geliebt hatte. »Aber sag jetzt nichts weiter. Er war ein Mensch, und ich bin Arzt.«

»Ach, ich bekomme gelegentlich archaische Anwendungen, wenn dieser Dreck aus der Vergangenheit wieder hochgespült wird. Was wirst du jetzt tun?«

»Das muss ich jetzt erst einmal verdauen. Aber ich lasse es dich

wissen, sobald ich mich entschieden habe. Vorerst vielen Dank für alles. Pass auf dich auf, hörst du. Werde nicht leichtsinnig.«

Der letzte Satz war sehr ernst gemeint. Der Inhalt von Vincents Festplatten war hochbrisant, und schon mehr als einmal hatte es Anschläge auf ihn gegeben.

»O Jackoboy, das tue ich, das kann ich dir versichern. Seit dem letzten Mal habe ich alle Festplatten gespiegelt und nach Übersee geschafft, wo sie an einem bombensicheren Ort liegen.« Vincent prustete. »Das ist wörtlich zu nehmen. Falls mir etwas passiert, wird der Inhalt veröffentlicht, und das habe ich überall verbreitet.« Wieder lachte er vergnügt. »Du wirst es nicht glauben, aber die erstaunlichsten Leute sind jetzt sehr um mein Wohlergehen bemüht.«

Sie verabschiedeten sich, und der Doktor blieb an seinem Schreibtisch sitzen. Ihm fiel ein, dass Schwester Paulina etwas von einem Krokodil erwähnt hatte, konnte sich aber nicht mehr daran erinnern, was genau es gewesen war. Krokodil. Er malte mit dem Finger die groben Umrisse einer Panzerechse in die glänzende Schreibtischoberfläche und überlegte, ob er Vincent noch einmal anrufen sollte, um herauszufinden, ob das Wort Krokodil irgendwo in dessen Daten vorkam. Grübelnd stützte er den Kopf in die Hände. Vielleicht hatte er sich verhört. Er malte noch eine Echse. Rief Vincent nicht an. Überlegte, ob er überhaupt seinen Vater anrufen sollte. Malte weiter, bis eine ganze Herde von Krokodilen über seinen Schreibtisch marschierte.

Schließlich richtete er sich auf, wischte die Echsen weg und zog sein Handy hervor. Eine konkretere Spur hatte es bisher noch nicht gegeben. Es war an der Zeit, seinem Vater Bescheid zu geben. Er hatte ein Recht darauf zu wissen, was sich ereignet hatte.

Mit einem Tastendruck rief er die Nummer aus dem Telefonspeicher auf, wählte und wartete, hoffte, dass sein Vater das Mobiltelefon, das er ihm geschenkt hatte, eingeschaltet hatte. Meist lag es irgendwo im Schrank, weil sein Vater ein tiefes Misstrauen

gegen alles Technische hegte. Obendrein hasste er jede Veränderung in seinem Leben.

Wie seine Mutter, fuhr es ihm durch den Kopf. Sie war nicht anders gewesen. In dem Haus, das er seinen Eltern vor einiger Zeit gebaut hatte, befand sich neben einem modernen Badezimmer auch eine blitzende Küche mit allen technischen Neuheiten, unter anderem auch ein nagelneuer Elektroherd mit Cerankochfeld. Bei einem Überraschungsbesuch hatte er seine Mutter dabei erwischt, wie sie ihre Suppe wieder auf dem alten Kohleherd kochte, so wie sie es von klein auf gewohnt war. Er hatte mit ihr geschimpft, dass sie seine Geschenke nicht annahm, hatte ihr vorgeworfen, dass sie den neuen Herd nur benutzte, wenn er zu Besuch kam. Dann war er gekränkt abgefahren.

Es war das letzte Mal gewesen, dass er sie gesprochen hatte. Wenige Tage später war sie an einem Schlaganfall gestorben, und bis an sein Lebensende würde er sich sein kindisches Verhalten nicht verzeihen, würde damit fertigwerden müssen, dass unter Umständen die Aufregung über den Streit mit ihm den Schlaganfall verursacht hatte.

Unbewusst krampfte sich seine Hand so fest um den Hörer, dass die Knöchel weiß hervortraten. Das Telefon klingelte unablässig, und der Ton verwandelte sich in seinen Ohren zu einem Schrei. Jäh überfiel ihn eine entsetzliche Sehnsucht an die Zeit, als er ein Kind war, die Familie sich Abend für Abend vollzählig um die gemeinsame Abendmahlzeit scharte und er noch glaubte, dass das Leben warm und hell und voller Liebe sein würde.

Bei der Vorstellung schossen ihm die Tränen in die Augen. Verwirrt wischte er sie weg. Seine Konzentration wanderte. Bleierne Müdigkeit drückte ihm auf die Lider und machte es ihm unmöglich, sie offen zu halten. Mit Daumen und Zeigefinger seiner freien Hand massierte er sanft die zarte Haut. Manchmal half das. Gleichzeitig war er in gewisser Weise erleichtert, eine Erklärung für die jähe Gemütsaufwallung gefunden zu haben. Es

war normal, dass ihn die Anstrengung der stundenlangen Konzentration auf eine komplizierte Operation einholte, ihn anfällig für schwarze Gedanken machte. In letzter Zeit geschah das allerdings öfter.

Draußen fauchte der Kap-Doktor mit erneuter Heftigkeit durch Bäume und Büsche. Irgendwo schlug ein Fensterladen. Sein Telefon sandte noch immer vergeblich seinen Ruf in den Äther. Er wollte schon auflegen, da dröhnte auf einmal die Stimme seines Vaters in seinem Ohr.

»Wer will was von mir?«

»Ich bin's ...«, sagte er erleichtert.

»He, mein Sohn, ich hab mich schon gefragt, ob du mich vergessen hast! Wie geht es dir, und was willst du? Du willst doch was, oder? Sonst würdest du wohl nicht anrufen.« Das warme Lachen, das durch die Leitung kam, nahm der Frage ihren Stachel.

Auch der Chirurg lachte leise. Er liebte seinen Vater. Wenn er recht darüber nachdachte, war er nach wie vor der weitaus wichtigste Mensch in seinem Leben. Lange vor der jeweiligen Freundin.

»Ich habe Neuigkeiten«, sagte er und wiederholte Wort für Wort das, was Israel Mabaso hinterlassen hatte, nannte aber weder dessen Namen noch seine Verbindung mit dem Vice-Colonel. Die Einzelheiten würde er ihm erzählen, wenn er ihn sah. Er hatte schon entschieden, ein paar Tage freizunehmen, um nach Hause zu fliegen.

Für geschlagene zwei Minuten waren nur leise Hintergrundgeräusche zu hören. Das Blöken einer Kuh, der klagende Ruf irgendeines Nachtvogels, eine Frauenstimme.

»Wer war er?«, fragte sein Vater nach dieser langen, konzentrierten Pause.

»Einer, der für andere ... den Schmutz weggeräumt hat. Ich vermute sogar, dass er es war, der ... dass er ...« Er brachte es nicht fertig, das Schreckliche auszusprechen.

»Der sie ermordet hat ... und dann vergraben wie ein Stück Abfall?« Für Sekunden klang die Stimme seines Vaters schwer von Tränen.

Der Doktor schwieg hilflos, wusste nicht, wie er ihm Trost spenden sollte.

»Schade, dass er tot ist«, flüsterte sein Vater. Sein Ton ließ absolut keinen Zweifel daran, wie gern er diesen Mann in die Finger bekommen hätte, auf welche Weise er den Tod seiner Lieben gerächt hätte.

Sein Sohn zwang sich, die Bemerkung zu überhören, und gab sich Mühe, ihn mit der Frage abzulenken, ob der letzte Regensturm sein Haus und Grundstück verschont habe.

Nach einer angespannten Pause antwortete sein Vater: »Der Weg ist in den Fluss geschwemmt worden, und das Dach ist undicht. Aber das sind Kleinigkeiten. Andere hat es schlimmer getroffen. Mach dir keine Sorgen. Nicht darüber.«

Jack wechselte das Thema, fragte ihn, ob alle in der weiteren Familie gesund seien und was es sonst an Neuigkeiten in der Gegend gebe. Ein schneller Blick auf die Uhr zeigte ihm, dass er sich beeilen musste, wollte er noch mit Vivi essen gehen.

»Ich muss Schluss machen. Aber ich werde zusehen, dass ich in den nächsten Tagen nach Hause kommen kann. Wenigstens für ein paar Tage. Wir müssen den Ort finden, den dieser Maba-so gemeint hat. Wir müssen sie endlich finden, damit das alles ein Ende hat. Ich rufe dich morgen an und sage Bescheid.«

Damit hängte er ein, rannte hinaus zu seinem Wagen und machte sich auf den Weg zu Vivi.

Im heißen Herzen von Zululand hatte dieser Sommertag, an dem Israel Mabaso zu seinen Ahnen gegangen war, wie immer begonnen. Um halb fünf lärmten die Hadidah-Ibisse mit der Pünktlichkeit eines Weckers, und die ortsansässige Affenherde antwortete ihnen mit hungrigem Gekreisch. Ihre Kundschafter, zwei ältere, grauhaarige Männchen, begaben sich umgehend zum Haupthaus, um zu sehen, ob jemand versehentlich ein Fenster aufgelassen hatte und was für sie zum Frühstück abfiel. Wie jeden Morgen.

Bill Darling öffnete die Augen. Er schlief wie eine Katze, einen Augenblick tief und fest, und im nächsten Augenblick war er hellwach. Automatisch drehte er den Kopf in den Kissen und schaute hinüber zu Amelia. Sie lag auf der Seite, der Puls in ihrer Halsgrube klopfte regelmäßig, aber ihre Lider bebten. Offensichtlich war das Vogelgeschrei bis in ihre Träume gedrungen. Wachte sie jetzt auf, würde ihm die Stunde Alleinsein nicht gegönnt sein, die er morgens so liebte, diese Zeit zwischen Traum und Wirklichkeit, wenn die Natur erwachte und die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne den neuen Tag ankündigten. Er grunzte gereizt und tastete automatisch nach seinem Gewehr, das wie immer schussbereit neben seinem Bett am Nachttisch lehnte. Er würde den Viechern ein für alle Mal den Garaus machen.

»Gib's auf, du triffst sie doch nicht«, murmelte Amelia schlaftrunken. »Die lachen dich nur aus. Steck dir Ohropax in die Ohren, das ist wirksamer. Außerdem, seit wann stören dich die Hadidaha's?« Sie hob den Kopf und schob sich das sonnengesträhnte Haar aus den Augen.

»Ha-ha-ha-di-dah«, lachten die großen Vögel zufrieden und strichen mit langsamen Flügelschlägen über die Baumkronen.

»Schlaf weiter. Die Sonne ist noch nicht aufgegangen.« Er beugte sich vor, küsste ihre schlafwarme Wange und schwang die Füße aus dem Bett auf die Fliesen, die jetzt im Sommer selbst über Nacht die Sonnenwärme speicherten.

Mit einem wohligen Stöhnen drehte sie sich um. »Weck mich rechtzeitig, bitte.«

»Mach ich«, flüsterte er. Er schaute auf sie hinunter, und für einen flüchtigen Augenblick verlockte es ihn, bei ihr zu bleiben und eingehüllt in ihre Wärme den Geräuschen des erwachenden Morgens zu lauschen, aber dann stand er doch auf. Später würde er mit ihr frühstücken, gemeinsam mit ihr den Tag planen und vielleicht ein Abendessen in dem neuen Restaurant am Meer vorschlagen, das Angelica Ferguson in der Zeitung so gelobt hatte, aber diese erste Stunde war seine, die er wie einen kostbaren Schatz hütete. Leise verließ er das Zimmer, ergriff im Vorbeigehen seine Badehose, öffnete die Tür, glitt hinaus und lief die Steintreppe ins Erdgeschoss hinunter zur Gästetoilette, wo er die Badehose anzog. Seine Schlafshorts ließ er auf dem Boden liegen. Bongji würde sie später wegräumen.

Im Erdgeschoss duftete es nach Blumen und frischem Brot. Immer duftete Mellys Haus nach Blumen und frischem Brot. Eines der vielen Dinge, für die er sie liebte. Es vermittelte ihm die Illusion, in einer besseren Welt zu leben als der, in der er die meiste Zeit seines Erwachsenenlebens verbracht hatte.

Die beiden Flügel der Wohnzimmertür standen offen, und sein Blick wurde durch die Glasfront am anderen Ende auf die riesige überdachte Terrasse gelenkt, auf der sich das Leben der Familie hauptsächlich abspielte. Einen Augenblick blieb er stehen, um die Schönheit seines Familienanwesens zu genießen. Das erste Morgenrot floss herein und tauchte den luftigen Raum in zartes Pflirsichgold, goldfarbener Staub tanzte vor der Bücherwand, die die

Länge des Raums einnahm. Auf der Terrasse glühten die Bougainvilleen, die aus Kübeln rechts und links in üppiger Fülle die Pfeiler emporrankten, in märchenhaftem Farbenspiel. Von Kupfer bis zum leuchtendsten Rosa schillerten die Blüten. Melly konnte sich daran nicht sattsehen, ihm dagegen war die prunkende Pracht zu grell. Trotzdem freute er sich jeden Morgen über diesen Blick. Melly wusste das und ließ aus diesem Grund im Sommer die schweren Vorhänge immer offen. Nur im Winter, wenn die Nächte deutlich kühler waren, wurden sie geschlossen.

Bill Darling strich über den blanken Messingtürgriff und wandte sich ab. Er überquerte mit wenigen Schritten den Eingangsbereich und schloss die Tür zu seinem Weinkeller auf. So bezeichnete er den kavernenartigen Raum, in dem er seine flüssigen Schätze wohltemperiert aufbewahrte. Kühle Luft schlug ihm entgegen, die Klimaanlage summete leise. Wohlgefällig glitt sein Blick über die deckenhohen Regale, ehe er die Temperatur kontrollierte. Zufrieden, dass alles genau richtig war, verschloss er den Raum wieder und ging hinüber in sein Herrenzimmer, um sich zu vergewissern, dass er sein Ersatzmobiltelefon aufgeladen hatte. Leise öffnete er die Tür.

Auch hier war es kühler als im Rest des Hauses. Die Luft roch ein wenig abgestanden, weil er die Vorhänge meist geschlossen hielt. Jetzt zog er sie zurück und ließ das Tageslicht ins Zimmer fluten. Von den Wänden beobachteten ihn Dutzende von Tierköpfen mit starren gläsernen Augen. An einer der Wände hingen die Warzenschweine, Kudus mit gewundenen Hörnern, zwei Säbelantilopen, unzählige kleinere Antilopen und die Haut eines sechs Meter langen Felspythons. Die gegenüberliegende Wand schmückten die großen Fische. Ein blau glänzender Marlin, die zähnestarrenden Kiefer mehrerer Haie und der elegante Körper eines Segelfischs.

Auf der Stirnwand gegenüber dem bodentiefen Fenster prangten die Krönungen seiner bisherigen Jagdlaufbahn. Zwei zäh-

neffetschende Löwen flankierten einen Elefanten mit riesigen, schimmernden Stoßzähnen. Darüber starrte ein Leopard blicklos ins Nichts.

»Hi, Jungs.« Bill grinste und tätschelte einem der Löwen die ausgestopfte Nase. Jedes einzelne der Tiere hatte er selbst geschossen, zu jedem konnte er eine Geschichte erzählen. Melly hatte ihm vehement verboten, sie an die Wände eines der anderen Zimmer zu hängen. Sie würde davon Albträume bekommen, hatte sie ihm kategorisch mitgeteilt. Außerdem würden sie stinken. Aber das stimmte eindeutig nicht. Staubfänger waren sie, natürlich, aber so war das eben. Er seufzte. Die Wände des Raums, in dem er gern im Schaukelstuhl seines Großvaters saß und Zeitung las, waren so gut wie voll. Sein Taxidermist hatte noch mehrere Trophäen in Arbeit. Einige von denen, die hier schon seit Jahren hingen, würde er einmotten müssen.

Er öffnete den Safe, der unter einem der Kuduköpfe verborgen war, nahm das Ersatztelefon heraus und stellte es in die Aufladestation. Das elektronische Auge am Apparat leuchtete rot auf. Es war nicht voll aufgeladen gewesen. Er sah auf die Uhr. Es wurde höchste Zeit für sein morgendliches Schwimmtraining, aber erst musste er etwas trinken. Er machte sich auf den Weg in die Küche.

Bongi, das Hausmädchen, war noch nicht erschienen, aber später würde sie die Küche mit appetitanregenden Gerüchen und topfklapperndem Leben erfüllen, wobei sie oft laut sang. Wie alle Schwarzafrikaner hatte sie eine wunderbare Singstimme. Er hörte ihr gern zu. Es erinnerte ihn an die ferne Zeit, als er noch ein Kind gewesen war. Jetzt war das einzige Geräusch in dem langgestreckten Raum das leise Summen des riesigen zweitürigen Kühlschranks. Er zog eine Tür auf und nahm eine Flasche Mineralwasser heraus.

Während er sich ein Glas eingoss, fiel sein Blick auf ein Foto von Lisa, das Melly mit Klebeband an der Glastür des Geschirrs-

schranks befestigt hatte. Gleichzeitig entdeckte er sein Spiegelbild neben Lisas Gesicht. Mit Genugtuung stellte er fest, wie ähnlich sie ihm doch war. Das gleiche Lächeln, die gleiche selbstbewusste Kopfhaltung. Bei ihm wirkte sie arrogant, das hatte man ihm oft gesagt, bei Lisa aber nicht. Schweigend hob er sein Glas und lächelte ihr zu. Lisa. Seine Tochter, das Beste, was er je zustande gebracht hatte.

Erst gestern Abend hatte er sie im Fernsehen gesehen. Sie hatte von einem neuen Schulprojekt aus Khayelitsha berichtet, dem Moloch aus Wellblechhütten und Plastikplanen, der vom Südosten unaufhaltsam auf Kapstadt zukroch. Sie war inmitten einer Horde aufgeregter schwarzer Schulkinder in die Hocke gegangen und hatte mit ihnen gescherzt und gelacht. Mit einer Hand hielt sie ihr üppiges Haar, das ihr der steife Südostwind um den Kopf peitschte, aus dem Gesicht zurück, mit der anderen streckte sie einem kleinen Mädchen mit abstehenden Rattenschwanzzöpfchen das Mikrofon hin. Wie ein Lichtstrahl richtete sich Lisas gebündelte Aufmerksamkeit in diesem Augenblick nur auf das Mädchen, das sie wie hypnotisiert aus riesigen schwarzen Augen ansah.

Das machte sie zur Spitzenjournalistin, zur begnadeten Interviewerin, dachte er. Der Sender hatte keine bessere. Jedem Gesprächspartner vermittelte sie das Gefühl, dass gerade er von ungeheurer Wichtigkeit sei, sein Schicksal sie persönlich berührte, gewann so sein Vertrauen und entlockte auch dem Schüchternsten eine Antwort. Selbst die, die unwillig waren, auch nur ein Wort zu sagen, öffneten sich ihr gegenüber. Das hatte er oft beobachtet. Aber das hauptsächliche Geheimnis ihres Erfolges war natürlich, dass ihre Anteilnahme nicht gespielt war und dass sie Informationen nie missbrauchte.

Er prostete ihrem Bild wieder zu. Sie war die Summe aller guten Eigenschaften von Melly und ihm. Glücklicherweise überwiegend der von Melly. Allerdings konnte Lisa genauso hartnäckig sein wie er. Auch sie ließ nie locker, wenn sie sich in ein

Thema verbissen hatte. Stur wie ein Esel konnte sie sein, seine Lisa, und wie er hatte sie in jeder Situation eine Antwort parat. Sie war sehr eloquent und schlagfertig. Ein großer Pluspunkt als Fernsehjournalistin.

Kein Wunder, dachte er, sie hatte ein abgeschlossenes Jurastudium hinter sich, und seiner Erfahrung nach hatten Juristen auf alles eine Antwort. Es war ein Genuss, mit Lisa die verbalen Klängen zu kreuzen, auch wenn sie die Auseinandersetzung dann gewann. Vielleicht gerade deswegen. Ihm hatte die gleiche Charaktereigenschaft meist den Vorwurf eingetragen, aus dem Stegreif immer eine druckreife Rechtfertigung für seine Handlungen formulieren zu können. Er grinste ironisch. Nun, auch in seinem Beruf war das eine Voraussetzung gewesen.

In Erinnerungen versunken, nahm er eine reife Mango aus dem Früchtekorb, schälte sie über der Spüle und schnitt ein großes, von Saft tropfendes Stück herunter. Es war köstlich.

Während er langsam die Frucht verspeiste, wanderte sein Blick zurück zum Bild seiner Tochter. Außer dem Lächeln und der Kopfhaltung war sie äußerlich das Abbild ihrer Mutter, so wie er Melly vor vielen Jahren kennengelernt hatte. Genauso hellblond, die gleichen leuchtenden Augen in einer sensationellen Farbmischung aus Grün und Oliv, wie Moos mit hellgrünen Spitzen oder, wie jemand einmal etwas kitschig, aber treffend Lisas Augenfarbe beschrieben hatte: Goldreflexe in einem klaren Teich. Beide hatten die eleganten Bewegungen einer guten Tennisspielerin – was sie auch waren – und die gleiche anziehende Art, mit Menschen umzugehen. Gott sei Dank hatte Lisa weder seine massige Gestalt noch einige seiner anderen Eigenschaften geerbt, die er vorzog, nicht genauer zu analysieren. Jedenfalls nicht im Augenblick. Leider ging sie derart in ihrem Beruf auf, dass ihre Eltern sie fast nur noch im Fernsehen zu sehen bekamen. Melly und er waren mehrere Male nach Kapstadt geflogen, um sie zu treffen, aber wenn er sich recht erinnerte, war es fast zwei Jahre her, dass

sie zu Hause auf Lalisa gewesen war. Wenn Mellys sechzigster Geburtstag nicht in drei Wochen wäre, würde es vermutlich noch einmal ein Jahr dauern, ehe Lisa sich frei machen konnte. Heute Abend würde er sie anrufen und ihr vorschlagen, schon ein paar Tage vor der großen Party zu kommen. Als Überraschung für Melly.

Bestens gelaunt durch diese Überlegung, wusch er sich die Hände, zertrat eine Kakerlake, die sich unvorsichtigerweise hervorgewagt hatte, und begab sich durch die Tür in den von einer Mauer umgebenen Küchengarten, wo Melly Würz- und Heilkräuter angepflanzt hatte. Eine Duftwolke schlug ihm entgegen, die ihn an jenen heißen Sommer in der Provence erinnerte: Es war ihre Hochzeitsreise gewesen, und Melly und er waren zwei herrliche Monate lang durch Europa gefahren.

Er bückte sich, rupfte ein Salbeiblatt ab, zerrieb es und sog den Duft tief in jedes Nasenloch. Sofort fühlte er sich frisch und munter. Melly hatte ihm das beigebracht. Ihr Wissen um die Heilkraft von Pflanzen konnte sich locker mit dem der erfahrendsten Inyangas der Zulus, der Kräuterheiler, messen. Die Trockenheit liebenden Kräuter wie Thymian und Rosmarin gediehen in einem Hochbeet, das Melly auf einem Sockel aus aufgeschichteten Feldsteinen angelegt hatte, andere wie Koriander und ein kleiner Baum mit Curryblättern in einer sonnigen Ecke.

Eine massive geschmiedete Eisentür schützte diese Oase. Er schloss sie auf und schlenderte in den Garten. Kaum hatte er zwei Schritte getan, fegte Mac lautlos um die Ecke. Der massige Rottweiler schien einen inneren Peilsender eingebaut zu haben. Wo immer Melly oder er sich aufhielten, war Mac zur Stelle, auch ohne dass er gerufen worden war. Mac würde er nie enttäuschen können, der Hund würde ihm alles verzeihen, egal, was er machte. Für Mac war er das Universum, die Sonne, der Mond und die Sterne. Er verzog das Gesicht. Vielleicht sollte er das als seine Grabinschrift festlegen.

Leise schnalzte er mit den Fingern. Sofort schmiegte sich der große Hund fest an sein Bein, und er spürte die stahlharten Muskeln unter dem dichten, glänzenden Fell. Gemeinsam spazierten sie über den mit Platten ausgelegten Pfad durch den blühenden Garten hinüber zum Swimmingpool, der von italienischen Terracottafliesen eingefasst war. Am oberen Ende, neben einem riedgedeckten Häuschen, in dem es eine Dusche gab und Gerätschaften und Liegen aufbewahrt wurden, fast versteckt unter dem schäumenden Rosa von Bougainvilleenranken, lag der Rest einer uralten Steinmauer aus faustgroßen, von Wind und Wetter rundgeschliffenen Steinbrocken, in deren Schutz Bill Darlings Großmutter ihren ersten Gemüsegarten angelegt hatte. Der Bougainvilleabusch war verholzt, sein Stamm armdick. Er musste uralt sein, der Mutterstrauch aller anderen Bougainvilleen auf dem Grundstück. Nirgendwo sonst gab es diese Farbe.

Mac warf sich wohligh grunzend auf die warmen Fliesen, ließ den Kopf über den Rand des Schwimmbeckens hängen, schlalberte ein paar tiefe Schlucke und fischte anschließend geschickt eine ertrunkene geflügelte Termiten heraus, die er schmatzend verspeiste. Bill Darling sprang kopfüber ins Wasser.

Kraftvoll kralte er eine Länge, wobei er zu seinem Entsetzen ziemlich außer Atem geriet. Das Herz schien ihm in der Brust zu flattern, wie sonst nicht nach fünfzig Längen. Ein ungewohntes Gefühl. Schuld bewusst dachte er an die vielen Gläser Wein, die er täglich in sich hineinschüttete. Zum Mittagessen, als Sundowner, zum Abendessen und als Betthupferl. Offenbar forderten sie jetzt ihren Tribut. Er nahm sich vor, seinen Konsum sofort zu halbieren und regelmäßig zu trainieren. In seinem Alter musste man auf so etwas schließlich achten.

Auf dem Rücken im klaren Wasser driftend, die Augen geschlossen, das Gesicht in den rosafarbenen Himmel gewandt, wartete er, bis sich Herz und Atem beruhigt hatten und seine Gedanken in angenehmere Bahnen flossen. Anschließend streck-

te er sich wohligh neben Mac auf den warmen Fliesen aus und ließ sich von den ersten Sonnenstrahlen trocknen, bis die Zeit gekommen war, Melly aus den Federn zu holen. Begleitet von Mac, wanderte er, noch immer etwas außer Atem, zurück ins Haus und stieg langsam die Treppe hinauf ins Schlafzimmer. Der Rottweiler baute sich auf Mellys Seite vor dem Bett auf und fiepte leise.

»He, Schlafmütze«, flüsterte Bill und küsste seine Frau, die sich verschlafen aus dem Bett rollte und ihn wiederküsste. Während sie gähnend im Badezimmer verschwand, zog er sich an. Im Spiegel prüfte er gewohnheitsmäßig Bügelfalte und tadellosen Sitz der khakifarbenen Baumwollhose und knöpfte die Schulterklappen des Khakihemdes fest. Ein Ritual, das er von seiner Dienstzeit übernommen hatte. Er wählte bequeme Laufschuhe aus Wildleder und begab sich hinunter auf die Terrasse.

Bongi hatte bereits den Frühstückstisch gedeckt, hübsch, wie es Melly ihr beigebracht hatte, mit frischer Tischdecke, blitzendem Silber und einer kleinen Vase mit frischen Blumen. Stehend goss er sich seine erste Tasse Kaffee ein.

»Morgen, Boss«, grüßte ihn die Zulu.

Er wandte sich um. »Morgen. Was macht dein Bein?«, setzte er automatisch hinzu.

Bongi hatte vor einer Woche eine Abkürzung durch den Busch von Lalisa genommen, statt auf der schmalen Straße zu bleiben, die zur Hauptstraße führte, und war in ein Warzenschweinloch getreten, wobei sie sich die Sehne gezerzt hatte. Auf dem Weg zum Haus hatte er sie mit schmerzverzerrtem Gesicht am Wegesrand sitzend vorgefunden. Sein Angebot, sie ins Krankenhaus zu fahren, hatte sie entschieden abgelehnt, und ihm war nichts anderes übriggeblieben, als sie stattdessen zum örtlichen Inyanga zu bringen. Aus Neugier war er heimlich geblieben. Der Kräuterheiler hatte irgendwelchen geheimnisvollen Humbug gemurmelt und ihr einen Umschlag aus breiig gestampften Wurzeln und

Blättern verpasst, dessen besonderer Wirkstoff die Galle einer Puffotter sei, wie Bongi später behauptete. Geglaubt hatte er das natürlich nicht und hatte sie ausgelacht. Vermutlich verwende der Inyanga Hühnerdreck, hatte er gemutmaßt. Der sei leichter zu beschaffen, und wie wolle sie das schon kontrollieren? Diese schwarzen Hexenmeister benutzten doch die unappetitlichsten Zutaten und machten damit einen dicken Profit. Bongi war beleidigt in ihre Hütte gehumpelt. Gegen die Schmerzen hatte sie allerdings Aspirin geschluckt, Puffottergalle hin oder her.

»Es hat sich entschieden, wieder zu laufen.« Die Zulu strich über ihr Bein, wobei ein ironisches Lächeln in ihren schwarzen Augen funkelte.

Bill Darling lächelte nicht. Bongi brachte es offensichtlich diebischen Spaß, gelegentlich die einfache, unwissende Schwarze zu mimen. Das beherrschte sie noch immer perfekt, und noch immer störte es ihn. Selbst nach neun Jahren, und das wusste sie sehr wohl.

Als sie damals, nur zwei Tage nachdem Mellys bisheriges Hausmädchen ohne Erklärung verschwunden war, vor Lalisas Hintertür aufgetaucht war und verkündet hatte, dass die Darlings ein neues Hausmädchen brauchten, war ihr Englisch noch das einer ungebildeten Schwarzen vom Land gewesen. Außerdem erfüllte sie auch äußerlich das Bild, das ein Weißer von einem Hausmädchen erwartete: blauer Kittel und gleichfarbiges Kopftuch, ausgetretene Schuhe. Ihre Papiere schienen in Ordnung zu sein, und Melly war froh gewesen, überhaupt ein Mädchen zu bekommen, das einigermaßen vertrauenswürdig wirkte. Sie hatte Bongi sofort eingestellt.

Sein Blick streifte die Zulu, die eben das Kaffeepulver in den Filter füllte. Ein sorgfältig gebügeltes dunkelgrünes Kleid hing locker um die hagere Gestalt, und ihre Füße steckten in neuen weißen Sneakers, die an ihren Streichholzbeinen klobig wirkten. Bongi war spindeldürr, mit Armen und Beinen wie vertrocknete Zweige und verhuschtem Blick, machte den Eindruck, als würde

sie ein leiser Windhauch umpusten können. Aber das täuschte, wie er herausgefunden hatte. Kein Sturm würde Bongji Rampedi je erschüttern, weder körperlich noch seelisch. Sie war eine äußerst zähe, resolute Person mit stahlhartem Willen.

Das hatte sie gleich an ihrem ersten Arbeitstag im Hause Darling zur Genüge bewiesen. Vergeblich hatte er sich bemüht, diese Szene zu vergessen.

Obwohl die Hausangestellten eigentlich Mellys Sache waren, ließ er sich es nicht nehmen, den Neuankömmlingen gleich zu zeigen, wer der Herr im Hause war.

»Unsere Hausmädchen heißen alle Maggie, das ist leicht zu behalten«, hatte er der Schwarzen bei ihrem Arbeitsantritt mit gönnerhaftem Grinsen mitgeteilt. Dann wollte er ihr gewohnheitsmäßig aufzählen, welche Arbeiten sie zu erledigen hatte, wie ihre Arbeitszeiten sein würden und welchen Lohn er ihr zahlen würde. Zu seinem maßlosen Erstaunen hatte sie das Kinn gehoben und ihm geradewegs in die Augen geschaut. Schwarze Frauen taten das nicht. In ihrer Kultur war es verboten, einem Höherstehenden ins Auge zu sehen, einem Mann schon gar nicht.

»Maggie ist ein weißer Name. Ich bin schwarz. Mein schwarzer Name ist Sibongiseni«, hatte sie ihn ungerührt unterbrochen.

»Das ist mir zu lang, ich nenne dich Bongji!«, hatte er sie angeherrscht.

Es sollte eine der wenigen Niederlagen seines Lebens werden. Nannte er sie Bongji, behandelte sie ihn wie Luft und tat, als hätte sie ihn nicht gehört. Es nutzte ihm nichts, wenn er sie anbrüllte oder ihr den Lohn kürzte. Nur wenn er sie mit ihrem vollen Namen ansprach, was er allerdings nur tat, wenn es sich nicht vermeiden ließ, antwortete sie, und jedes Mal war er sich bewusst, dass sie sich dabei auf seine Kosten amüsierte. Bis heute. Lediglich Lisa erlaubte sie, sie Bongji zu nennen.

Aber das war noch nicht alles. Sibongiseni Rampedi hatte sich an jenem Tag auch rundheraus geweigert, die nagelneue königs-

blaue Hausmädchenuniform anzuziehen, die ihr Melly gekauft hatte.

»Bin kein Diener«, hatte sie auf Mellys verblüffte Frage geantwortet. Dabei war der Ausdruck ihrer schwarzen Augen alles andere als verhuscht gewesen.

»Ich verlange, dass du die Uniform anziehst«, hatte er geraunt.

Wortlos hatte die Schwarze Schürze und Kopftuch in den königsblauen Kittel gewickelt und das Bündel in den Mülleimer gestopft. »Dann gehe ich.«

Und dann hatte sie sich tatsächlich umgedreht und war zur Tür hinausmarschiert. Melly war trotz seiner Proteste hinter ihr hergelaufen und hatte anschließend alle ihre Überredungskünste gebraucht, um sie zum Bleiben zu bewegen. Und versprechen müssen, dass sie keine Uniform tragen musste.

Wütend hatte er die Zähne zusammengebissen, um einem Streit mit Melly aus dem Weg zu gehen. Im Gegensatz zu ihr hatte er das triumphierende Lächeln auf dem mageren Gesicht der Schwarzen sehr wohl bemerkt, und dieses Verhalten war es, was bei ihm alle Alarmglocken läuten ließ. Bei einer Schwarzen in Bongis Alter, einer, die noch traditionell aufgewachsen war, war das damals mehr als ungewöhnlich. Er war Polizist. Misstrauen war eine Voraussetzung für seinen Beruf, war ihm in Fleisch und Blut übergegangen. Dieses herausfordernde Benehmen hatte er bei festgenommenen Untergrundkämpferinnen kennengelernt, die im Ausland – zum Beispiel der Sowjetunion, Mosambik oder der DDR – eine Ausbildung durchlaufen hatten. Der Rang eines Brigadiers erlaubte ihm Zugriff auf sämtliche Datenbanken der Polizei, und er hatte ihren Namen sofort durch die Computer laufen lassen. Schnell hatte er festgestellt, dass es eine Sibongiseni Rampedi nicht gab. Beunruhigt hatte er sie umgehend zur Rede gestellt.

»Bin ich ein Geist?«, hatte die Schwarze gespottet. »Hier ...«

Bevor er reagieren konnte, hatte sie ein Küchenmesser gepackt

und die Haut auf ihrem Handgelenk angeritzt, bis Blut hervorquoll und auf den Boden tropfte.

Sie streckte ihm den Arm entgegen. »Hier, ich blute. Ich bin ein Mensch wie Sie.« Während sie ihn unverwandt fixierte, hatte sie die Hand zum Mund geführt und das herunterrinnende Blut langsam abgeleckt. Dabei hatte sie ihn ausgelacht und ihre blutverschmierten Vorderzähne gezeigt.

Die Demonstration hatte etwas erschreckend Animalisches, und unwillkürlich überfiel ihn ein diffuses Gefühl der Bedrohung. Es beruhte nicht auf ihrer ohne Zweifel richtigen Feststellung, dass sie ein Mensch war wie er. Das, was ihm eine Gänsehaut über den Rücken gejagt hatte, war die Tatsache, dass vom selben Augenblick an das Englisch der Sibongiseni Rampedi fehlerlos in Aussprache und Grammatik und ihr Wortschatz erstaunlich gewesen war.

Schwarze Frauen, die wie Bongi Rampedi mitten in der schlimmsten Zeit der Apartheid zur Welt gekommen waren, hatten für gewöhnlich nur eine sehr lückenhafte Schulbildung, sprachen selten ein auch nur einigermaßen verständliches Englisch. Von diesem Augenblick an konnte man ihre Art zu sprechen kaum von der einer gebildeten Weißen unterscheiden.

Alarmiert hatte er seine Informationsquellen angezapft. Aber auch die hatten ihm nicht weiterhelfen können.

»Unter dem Namen Sibongiseni Rampedi bist du nirgendwo registriert, auch nicht unter Bongi Rampedi«, hatte er ihr erneut vorgehalten. »Niemand kennt dich.«

Ein Schleier schien vor ihre dunklen Augen zu fallen. Ausdruckslos hatte sie ihn gemustert, bevor sie antwortete. »Ist das meine Schuld? Die Behörden sind schlampig.«

Aber er hatte nicht aufgegeben. »Rampedi. Das ist kein Zulu-Name, aber du sprichst Zulu.« Er beobachtete ihre Reaktion auf seine Worte scharf.

Aber ihre Miene blieb weiter unbeweglich wie aus Stein ge-

hauen. »Mein Mann war aus dem Norden«, war die lakonische Antwort. »Vielleicht war sein Pass falsch. Was weiß ich. Er ist tot. Ich kann ihn nicht mehr fragen. Ein Pass ist nur Papier.«

»Wie war der Name deines Vaters?«

Wieder hatte sie laut gelacht. »Den kenne ich nicht. Der war eben da und gleich wieder weg. Wie ein Straßenkater.« Damit hatte sie ihn aus dem Weg geschoben, um den Küchentisch zu schrubben.

Und das war es gewesen. Mehr hatte er aus ihr nicht herausbekommen. Er hatte Melly nahegelegt, sie rauszuwerfen.

»Mit dieser Bongi stimmt was nicht. Ich glaube, dass ihre Papiere gefälscht sind«, warnte er sie. »Such dir eins der Mädchen von den Farmarbeitern aus, und erziehe sie zur Haushälterin.«

Aber er stieß auf eisernen Widerstand, als er ihr keinen stichhaltigeren Grund nennen konnte.

Melly war sichtlich aufgebracht. »Du bist ja paranoid! Woher willst du das wissen? Und was soll schon mit ihr sein? Was macht es schon aus, ob sie Zulu ist oder nicht? Und wenn sie gefälschte Papiere hat, ist mir das auch egal. Sie ist das beste Hausmädchen, das wir je hatten, und sie klaut nicht«, beschied sie ihm. »Sie bleibt.«

Und Sibongiseni Rampedi blieb.

Er konnte seiner Frau nicht gut erklären, dass er von Berufs wegen so misstrauisch war, weil sie keine Ahnung hatte, was seine Arbeit bei der Polizei wirklich umfasste. Nur ein oder zwei Mal in all den langen Jahren hatte sie nachgefragt.

»In der Verwaltung, zum Heulen langweilig, wenn man's bedenkt«, hatte er ihr erklärt und dabei ein treuherziges Gesicht gezogen. »Logistik, weißt du. Sachen von hier nach da transportieren, dafür sorgen, dass immer genug von allem überall vorhanden ist. Kannst du dir vorstellen, wie viele Socken zum Beispiel die gesamte Polizeitruppe pro Monat benötigt?«

Diese Frage hatte er mit gespielter Verzweiflung hervorgebracht, dabei die Hände gehoben, gelacht und gleichzeitig den Kopf geschüttelt. Sich verstellen zu können war eine weitere Voraussetzung in seinem Beruf, und er konnte das gut, das wusste er.

»Meine Güte, das klingt ja öde, du Armer«, hatte Melly gelangweilt kommentiert und nicht weiter gefragt.

Er verlegte sich darauf, Bongi und ihr Umfeld genau zu beobachten. Aber die Schwarze machte ihre Arbeit, und die machte sie gut, daran gab es nichts auszusetzen. Sonst bemerkte er nichts. Es gab keine verdächtigen Vorfälle. Jeden Sonntag legte sie ein walldendes grünes Gewand an und begab sich zu einem Treffen ihrer örtlichen Kirchengemeinde. Er war ihr einmal gefolgt, konnte sich aber von der Harmlosigkeit ihres Tuns überzeugen. Gemeinsam mit ihren Glaubensgenossen traf sich Bongi auf einem bestimmten entlegenen Feld, wo sie zum Rhythmus einer Trommel sangen und tanzten. Donnerstags, der Tag, an dem alle Hausmädchen in Südafrika traditionell freihatten, besuchte sie eine Freundin auf dem Land bei Ngoma.

Eines Tages folgte er ihr, konnte sich aber auch da davon überzeugen, dass es sich nicht um ein konspiratives Treffen handelte. Es frustrierte ihn fürchterlich, weil ihm seine sonst so untrügliche Nase sagte, dass etwas mit Bongi Rampedi nicht so war, wie es erschien. Selbst bekam die Schwarze nie Besuch, jedenfalls hatte er nie jemanden gesehen. Über die Jahre hatte sich sein Misstrauen allmählich abgeschwächt. Ein wenig jedenfalls, denn seine Instinkte waren noch nicht abgestumpft, obwohl er seit Jahren aus der Polizei ausgeschieden war.

Bongis Stimme unterbrach seine Erinnerungen. »Soll's heute Rühreier geben? Würstchen? Oder was wird gewünscht?« Sie öffnete den Kühlschrank und spähte hinein. »Steak ist auch da«, rief sie über die Schulter.

»Rühreier mit Schinken, bitte. Ich habe heute viel vor und

brauche eine gute Grundlage.« Melly trat eben aus dem Wohnzimmer auf die Terrasse und strebte zum Frühstückstisch.

Bill drehte sich zu ihr um. Strahlend blondes Haar locker um ihr gebräuntes Gesicht gebürstet, die hellen Jeans bis zum Knie aufgekrempt, die Leinenbluse, die moosgrün war wie ihre Augen, lässig über die Hüften hängend, kam sie auf ihn zu. Dieser ungewöhnlich zwischen hellem Grün und Oliv changierende Farbton ihrer Iris war das Erste, was ihm an ihr aufgefallen war, damals, als sie beide noch jung und sorglos waren, ihre Welt noch sauber in »wir« und »die« aufgeteilt war und ihre Zukunft lichtdurchflutet vor ihnen lag. Bei dieser gedanklichen Formulierung grinste er selbstironisch in sich hinein. Zu solch blumiger Ausdrucksweise neigte er sonst nicht.

Die Augenfarbe einer Person bemerkte er sofort. In seinem Beruf hatte er in viele Augen geschaut, hatte versucht zu lernen, in ihnen zu lesen, auf den Grund der Persönlichkeit des Menschen zu gelangen. Ihm die Wahrheit zu entreißen, die er verbarg. Er war gut darin geworden, aber immer gelang es ihm beileibe nicht.

Er zog ihr den Stuhl zurecht und schob dabei die mit rosa Blütenbüscheln übersäte Ranke einer Bougainvillea zurück, die über dem Tisch wippte. »Bald wuchern die hier alles zu«, murmelte er, mehr für sich selbst. »Du siehst gut aus ...«, meinte er dann.

»Wage ja nicht, ›für dein Alter‹ hinzuzufügen«, fiel sie ihm ins Wort und ließ sich auf den Sitz fallen.

Die ersten Sonnenstrahlen, die durch die Palmen blitzten, blendeten sie so stark, dass sie ihre Sonnenbrille aufsetzte. Mit einem Lächeln nahm sie Bongi die Teekanne ab, goss sich ein und fügte einen guten Schuss Milch dazu. Dann steckte sie eine Scheibe Weißbrot in den Toaster und hob den Deckel von der Kaffeekanne. »Fast leer. Soll Bongi noch Kaffee aufbrühen?« Als er verneinte, machte sie sich voller Appetit über die Rühreier mit krossen Speckstreifen her.

Versonnen kauend, ließ sie ihren Blick durch den Garten schweifen. Das Gelände erstreckte sich von der Terrasse bis an das von Palmen gesäumte Ufer eines steinigen Bachlaufs, der in der Hitze der vergangenen Wochen ausgetrocknet und kaum noch zu erkennen war. Großblättrige Pflanzen wiegten sich im sanften Wind, dazwischen leuchteten Blumenbeete in glühenden Farben wie Juwelen auf grünen Samtpolstern. Rosa Bougainvilleakaskaden, alles Ableger der ursprünglichen Pflanze, ergossen sich über Mauern und Hauswände.

Aber eine gewisse Verwahrlosung war unübersehbar. Melly verzog das Gesicht. Die meterlangen Bougainvillearanken wucherten unkontrolliert, auf dem Rasen zeigten sich kreisrunde kahle Flecken neben frisch aufgeworfenen Maulwurfshügeln, und die Spitzen fast aller Hibiskusbüsche waren braun verfärbt und welk. Sie schluckte ihren Bissen herunter.

»Der Bohrwurm wütet in den Hibiskusbüschen, die Blattschneiderameisen fressen den Rasen auf, und die Maulwürfe werden größtenwahnsinnig. Sie scheinen den Garten in eine Gebirgslandschaft verwandeln zu wollen. Wir brauchen unbedingt einen neuen Gärtner.«

Bill Darling setzte seine Kaffeetasse ab. »Wo steckt der letzte? Jeremy, oder wie hieß er?« Um Gartenboys kümmerte er sich nicht. Das war Mellys Zuständigkeit. Er hatte mit den Farmarbeitern, die das Areal von Lalisa instand hielten, gelegentlich das Unterholz lichtet und das erledigten, was sonst noch anfiel, genügend um die Ohren. Als Gärtner waren diese Männer nicht zu gebrauchen.

»Jeremy? Der hat doch ständig in einem Haschrausch geschwebt. Als ich entdeckt habe, dass er die neuen Setzlinge mit den Wurzeln nach oben in die Erde gepflanzt hat, habe ich ihn rausgeworfen.« Sie seufzte verhalten. »Ich wünschte, Amos' Jüngster wäre noch hier. Unter seinen Händen war der Garten ein Schmuckstück. Kein Bohrwurm hat sich in seine Nähe gewagt,

und die Maulwürfe haben vor ihm gezittert. Selbst die Bougainvilleen haben sich zivilisiert benommen.«

»Der? Das war doch ein undankbarer Kerl!«, rief er impulsiv. »Ich hab ihm Schule, Schulbücher und Fahrgeld bezahlt und wollte ihn sogar eine Zeit lang zu einem Gärtnerbetrieb schicken, damit er die letzten Feinheiten lernt. Das wäre doch eine tolle Chance für einen simplen Gartenboy gewesen. Aber nein, er wollte nicht. Er war genau so, wie die alle sind. Stinkend faul, aber mit riesengroßen Rosinen im Kopf. Er wollte seinen Schulabschluss machen! Weißt du, dass er mir mal erzählt hat, dass er sogar studieren wollte?« Er prustete empört. »Wozu, frag ich mich. Gärtner ist doch ein solider Beruf. Na ja ...« Er wischte mit einem Stück Brot den letzten Rest seines Rührreis vom Teller. »... aus dem wäre ohnehin nichts geworden. Ständig hat er morgens verschlafen, ohne Zweifel weil er die Nacht immer mit seinen Kaffernfreunden durchgesoffen hat ...«

Melly fuhr jäh hoch und schlug so hart mit der Handfläche auf den Tisch, dass die Tassen tanzten und er verdattert seine Gabel fallen ließ.

»William Edmund Darling, du sollst nicht Kaffer sagen! Das ist deiner nicht würdig. Außerdem hast du dir mit dem Schulgeld keinen Leibeigenen gekauft.« Ihr Ton war scharf, und es war unüberhörbar, dass sie ehrlich böse war.

Bill machte eine wegwerfende Handbewegung. »Unsinn. Zu viel Bildung ist nicht gut für simple Geister. Sie halten sich schnell für etwas Besseres ...« Er hielt inne, als er ihren Blick aufging. Zu spät wurde er sich bewusst, dass er besser den Mund gehalten hätte.

Seine Frau nahm ihre Sonnenbrille ab. Ihre Augen blitzten eisig. »Ganz ehrlich gesagt, mag ich dich nicht besonders gut leiden, wenn mal wieder die Gene deiner Kolonialherren-Vorfahren durchschlagen. Mit solchen Sprüchen würde ich heutzutage im neuen Südafrika etwas vorsichtig sein.« Sie musterte ihn aufge-

bracht, aber dann beugte sie sich auf einmal besorgt vor. »Oder hast du wieder einen deiner Albträume gehabt? Danach erkenne ich dich manchmal kaum wieder. Es ist, als hättest du eine Glasmauer um dich gebaut ... Ich kann dich sehen, aber nicht berühren ...« Sie streckte ihre Hand nach ihm aus. »Ich wünschte, du könntest mit mir darüber reden, was damals passiert ist, was dir noch immer so nachhängt, dass du davon Albträume hast.«

Unwillkürlich zuckte er zurück. Das Letzte, was er vorhatte, war, ihr das zu erzählen. Aber er fing sich schnell. »Okay, tut mir leid, du hast Recht. Ich sollte so etwas nicht sagen, und es sind auch nicht die Gene meiner Vorfahren, die aus mir sprechen, sondern der Jargon, der damals bei der Polizei geherrscht hat. Der steckt offenbar noch in mir drin und kommt eben manchmal wieder hoch. Es war nichts als eine dumme, eingefahrene Floskel, die mir herausgerutscht ist. Verzeih, bitte.« Um Vergebung heischend, lächelte er sie an. »Natürlich weiß ich, dass Amos' Jüngster ganz clever war, aber er hat zum Schluss seine Arbeit vernachlässigt – das konnte ich ihm nicht durchgehen lassen. Das lasse ich keinem durchgehen. Wenn er nicht von allein gegangen wäre, hätte ich ihn rauswerfen müssen.«

Melly trank schweigend ihren Tee, und als sie dann die Tasse absetzte, tat sie es so hart, dass diese auf der Untertasse klirrte. »Du hättest ihn doch fragen können, um herauszufinden, was los war. Aber das ist jetzt zu spät«, murmelte sie mehr zu sich selbst. »Ich werde mich um einen neuen Gärtner kümmern müssen.« Sie verstummte, brach eine rosa Bougainvilleablüte ab und begann sie geistesabwesend zu zerpflücken. Aber sie sagte nichts. Der Toast sprang aus der Maschine, sie schnippte die rosa Blütenschnipsel übers Geländer und legte die Scheibe auf ihren Teller.

»Ich will gleich auf den Wochenmarkt fahren«, sagte sie, während sie das Brot butterte. »Die Affen haben mal wieder die Avocadobäume heimgesucht. Sie haben praktisch alle Früchte abgerissen, sie angefressen und den Rest ausgespuckt. Es ist kaum eine

übrig geblieben, auch nicht von den Butterbirnen, also muss ich welche kaufen. Es ist wirklich ein Skandal.«

»Ich muss mal wieder ein paar von ihnen abschießen, dann haben wir einige Zeit Ruhe«, murmelte er. »Wenn ich das Alpha-Männchen erwische und möglichst viele von den Weibchen, wandern sie vielleicht sogar ab.«

»Aber nicht die Babys, hörst du, die sind so niedlich«, mahnte ihn Melly.

Bill verkniff es sich, sie darauf hinzuweisen, dass aus niedlichen Affenbabys große, gefräßige und gar nicht mehr niedliche Affen wurden. Stattdessen wechselte er das Thema. »Wie weit bist du mit deinen Geburtstagsvorbereitungen?«

Melly vergaß die Affenbabys. »Es ist noch unglaublich viel zu tun, aber ich hoffe, eine rauschende Party wird mir die Jahreszahl etwas versüßen. Sechzig! Ich dachte immer, dass nur andere Leute sechzig werden.« Sie kicherte und zog eine komische Grimasse. »Im Augenblick kann ich mich übrigens noch nicht entscheiden, ob ich eine Jazzband oder einen DJ engagieren soll ... Ich finde nur, die reden meist zu viel dummes Zeug, was meinst du?«

Eigentlich war es ihm herzlich egal, aber natürlich sagte er ihr das nicht. »Ich würde für die Jazzband votieren. Aus den gleichen Gründen wie du. Im Übrigen wirst du nicht allein auf den Markt gehen. Entweder du schickst Bongi, oder ich begleite dich.«

»Ich brauche keinen Wachhund!«, unterbrach ihn Melly hitzig. »Es ist heller Tag, und mir ist noch nie von einem Menschen mit brauner Haut ein Leid zugefügt worden.«

»Sei nicht kindisch«, fuhr er sie an. »Du wirst die einzige Weiße dort sein, du weißt genau, wie gefährlich das heutzutage ist. Die sind wie Raubtiere.«

»Bill, jetzt halt aber an dich. Wer ist die? Was soll das? In dieser Gegend wird mir nie etwas passieren. Jeder kennt mich ...«

»Das Argument gilt nicht, auch das sollte dir bekannt sein ...

Die bringen jeden um, egal, ob sie ihn kennen oder nicht.« Er versuchte, ihr beruhigend die Hand auf den Arm zu legen.

»Hör auf!« Melly stieß seine Hand zurück. »Ich will das nicht hören. Auf Lalisa ist das anders ... Die meisten hier sind als Kind auf meine Schule gegangen ... Sie würden nie ... Keiner von ihnen ...« Ihre Stimme verrann.

Für einen langen Augenblick schwiegen beide. Melly malte abwesend mit dem Fingernagel Kringel auf die Tischdecke, wobei sie betont seinen Blick vermied.

»Bitte, Schatz«, sagte er sanft. »Ich weiß das doch alles. Ich weiß, was dir die Schule bedeutet, aber ich bitte dich, wenigstens die elementarsten Vorsichtsmaßnahmen zu beachten. Auch Kinder wachsen manchmal zu Kriminellen heran, egal, wie viel Mühe du in ihre Erziehung gesteckt hast.«

Melly hielt weiter die Augen gesenkt. Ein Kringel entstand neben dem anderen, bis das Gebilde auf der Tischdecke wie ein Schaumteppich aussah. »Na gut«, sagte sie nach einer Weile niedergeschlagen.

Bill lehnte sich erleichtert zurück. Sie tat ihm leid, aber diese Auseinandersetzung war nötig gewesen. »Wir können das Nützliche mit dem Angenehmen verbinden und nach dem Markt bei Jill vorbeifahren. Ich will mir ihre Welpen ansehen. Es ist Zeit, dass ich mir zwei aussuche.«

Abgelenkt warf sie ihm einen kritischen Blick zu. »Zwei neue Welpen? Auch noch Dobermänner – ich hoffe nur, du weißt, was du tust! Mac wird die beiden Jungen massakrieren, ehe sie eine Chance haben, groß und bissig zu werden, wie es sich für ihre Rasse gehört.«

Bill lachte. Mac, der innerhalb des eingezäunten Bereichs des Hauses frei herumlief, war aggressiv wie alle Rottweiler und auf Lalisa der absolute Herrscher. Er gehorchte nur ihm, beschützte aber Melly und Lisa, als wären sie seine Jungen. Aber der Rüde war schon sieben Jahre alt, und Jill Rogges preisgekrönte Dober-

mannhündin hatte gerade zum ersten Mal geworfen. Es war gut, rechtzeitig für Nachwuchs zu sorgen. In diesen Zeiten brauchte man gute Wachhunde, und diese Welpen waren von höchstem Hundeadel.

»Keine Sorge, ich werde Mac schon erklären, dass er sie nicht zum Frühstück verspeisen darf. Vielleicht werde ich selbst eine Zucht anfangen.«

Der Gedanke gefiel ihm. Gute Wachhunde hatten in Südafrika Hochkonjunktur, und es wurden Höchstpreise für Dobermänner bezahlt. Auch ihm setzte die Finanzkrise zu. Ein schmerzhafter Teil seines Vermögens hatte sich an der Börse in Luft aufgelöst. Er hatte sich seinen Anlageberater vorgeknöpft, der wie eine aufgespießte Fliege vor ihm gezappelt hatte, aber keine plausible Erklärung für das Desaster liefern konnte. Er hatte ihm unmissverständlich mitgeteilt, dass er Schadenersatz erwartete. Wenige Tage später war ihm zu Ohren gekommen, dass der Mann fluchtartig das Land verlassen hatte. Bis heute hatte sich der Kapitalmarkt von dem Blutbad noch nicht erholt, und wenn er die Zeichen korrekt interpretierte, würde das auch noch ein paar Jahre dauern. Auch in Südafrika war die Immobilienblase geplatzt, allerdings nicht mit einem lauten Knall wie in den USA. Die Luft war einfach entwichen, der Ballon zusammengefallen. Die Häuserpreise waren abgestürzt, und haufenweise wurden Anwesen zwangsversteigert. Die zwei Penthouse-Apartments, die er in Umhlangas neuestem Prestigeobjekt am Strand gekauft hatte, waren nur noch die Hälfte wert, und Touristen als Mieter blieben aus. Ein netter Nebenverdienst konnte also nicht schaden. Er beschloss, zwei weibliche Welpen von einem anderen Züchter zu kaufen, um zwei gute Blutlinien vereinigen zu können.

Melly schaute noch immer zweifelnd drein, zuckte dann aber ergeben die Schultern. »Na gut. Ich wollte mich ohnehin mit Tita auf Inqaba treffen. Ich habe mit ihr und Jill noch einiges zu besprechen.«

Tita Robertson war ihre älteste und vertrauteste Freundin. Es verging kaum eine Woche, in der sie sich nicht sahen. Neil, Titas Mann, ein sehr renommierter Journalist und ANC-Mitglied der ersten Stunde, und Bill kannten sich seit ihrer frühesten Jugend. Noch heute spielten sie regelmäßig gemeinsam Tennis. Trotzdem waren sie keine engen Freunde, eine Tatsache, die Melly eigentlich nicht verstehen konnte. Ihre einzige Erklärung war, dass die beiden Männer zu unterschiedlich waren, ihre politischen Ansichten zu gegensätzlich. Sie erinnerte sich an Zeiten, da hatten die beiden nicht einmal mehr Tennis gespielt, und ihre Beziehung hatte prekär am Abgrund von Feindseligkeit balanciert. Seit Bill den Polizeidienst quittiert hatte, hatte sich das Klima zwischen ihnen glücklicherweise deutlich gemildert.

»Außerdem will ich Jill fragen, ob ich meinen Geburtstag auf Inqaba feiern kann. Nach der Überschwemmung ...« Sie machte eine unbestimmte Handbewegung. »Obendrein treffe ich mich mit Jills Koch, um die Speisenfolge festzulegen«, fuhr sie fort. »Er ist ein fürchterliches Sensibelchen und hat ein bisschen herumgezickt, aber er hat sich dann doch herabgelassen und nimmt Rücksicht auf meine Wünsche. Es wird ein Buffet geben, kalt und warm, mit zwei Suppen, Salaten, Vorspeisen und mindestens zwei Hauptgerichten ...«

»... und hoffentlich gibt es einen schönen, altmodischen Sherrytrifle hinterher«, warf er ein, weiterhin bemüht, das Gespräch in ruhige Bahnen zu lenken.

Versöhnlich strich sie ihm über die Wange. »Eine ganze Schüssel werde ich nur für dich reservieren.« Sie fuhr sich mit beiden Händen durchs Haar. »Es wird heute brüllend heiß werden«, stöhnte sie und fächelte sich mit der Serviette Kühlung zu. »Ich hätte Lust, auf Inqaba Mittag zu essen. Jills Salate sind ein Traum, und von der Veranda aus könnten wir Tiere beobachten und so tun, als wären wir in Urlaub. Letztes Mal hat direkt vor uns eine entzückende Mungo-Familie Haschen gespielt.«

Froh, dass sich ihre Verstimmung gelegt hatte, willigte er ein. »Gute Idee. Dann habe ich genug Zeit, mir die Hunde in Ruhe anzusehen.«

Melly schob ihren Stuhl zurück und stand auf. »Sagst du bitte Bongi, dass wir zum Mittagessen nicht hier sind? Wir treffen uns gleich am Auto.«

Bill folgte ihr ins Haus. Im Schlafzimmer schloss er seinen Gewehrschrank auf und holte eine handliche Pistole heraus, die er in das eigens auf jeder seiner Hosen dafür aufgenähte Holster steckte. Er nahm seine Autoschlüssel und die verspiegelte Sonnenbrille vom Nachttisch und ging hinunter, um Bongi Bescheid zu sagen. Er fand sie beim Staubwischen im Wohnzimmer und gab ihr Mellys Nachricht.

Die Schwarze polierte gerade den Schrank aus blondem Stinkwood mit solchem Schwung, dass ihr magerer Körper hin- und herwippte. »Okay, Boss, kein Mittagessen. Wie ist das mit Dinner?«, erwiderte sie, ohne ihre Arbeit zu unterbrechen.

»Da müssten wir zurück sein. Bereite auf jeden Fall etwas vor.« Er wandte sich zum Gehen.

Bongi ließ das Staubtuch sinken. »Wir haben Ratten«, rief sie hinter ihm her. »Tokoloshe hat welche am Komposthaufen beobachtet, und heute war eine in der Küche. Wir haben sie gefangen. Es ist ein Riesenbiest, fett, mit glänzendem Fell. Sie sitzt in dem Eimer draußen.« Sie zeigte auf einen Blecheimer, der auf der Terrasse stand und dessen Öffnung mit einem mit Steinen beschwerten Brett verschlossen war.

Bill fluchte im Stillen. Er sah auf die Uhr. Bei Melly war der Begriff »gleich« dehnbar. Irgendwo zwischen fünf und fünfundvierzig Minuten, je nachdem. Aber das hier war eine wichtige Sache. Ratten vermehrten sich mit rasender Geschwindigkeit. Sie waren lebende Zeitbomben, was Krankheitserreger anging. Widerstrebend traf er eine Entscheidung. »Wo ist Tokoloshe?«

Bongi wandte sich zu ihm um. »Bei der Garage, glaube ich.«

»Gut. Sag meiner Frau, dass ich in ein paar Minuten am Auto bin, falls sie vorher fertig ist. Sag ihr nicht, wo ich bin und was ich vorhabe.«

Melly war manchmal ein bisschen zimperlich, und in diesem Fall rechtfertigte das Ergebnis die etwas drastische Methode. Gefühlsduselei war hier nicht angebracht. Fette Ratten zogen Schlangen an, hauptsächlich Mambas, die bei dieser Ernährungsweise prächtig gediehen und besonders zahlreiche Nachkommen produzierten. Mambas besaßen ein bösesartiges Temperament und furchterregend lange Giftzähne. Sie bewegten sich blitzschnell, und ihr Biss war tödlich. In freier Natur begegnete er immer wieder Schlangen, und meist ging das Zusammentreffen für die Reptilien schlecht aus. Manchmal, wenn er rechtzeitig merkte, dass es sich um eine harmlose Schlange handelte, ließ er sie in Frieden ziehen.

Aber dann, vor zwei Jahren etwa, war jener Tag gekommen, der ihm noch jetzt das Blut in den Adern gerinnen ließ, wenn er daran dachte. Er hatte in seinem Schaukelstuhl gesessen und Zeitung gelesen, als er ein merkwürdig schabendes Geräusch und eine muskulöse Bewegung an seinem Gesäß wahrnahm. Erst glaubte er, er hätte sich geirrt, und wollte gerade das Sitzkissen zurechtrücken, als sich zu seinem blanken Entsetzen ein smaragdgrüner Schlangenkopf hinter seinem Rücken hervor auf den Oberschenkel schob. Es war eine ausgewachsene Grüne Mamba, das erkannte er sofort. Sie züngelte und versuchte in den warmen, dunklen Spalt zwischen den kurzen Hosenbeinen seiner Shorts und der Innenseite seiner Schenkel zu kriechen. Ihm blieb buchstäblich fast das Herz stehen. Er spannte die Beinmuskeln an, um die Öffnung zu verkleinern, wagte kaum zu atmen aus Furcht, dass die Bewegung seines Zwerchfells die Mamba reizen könnte. Eine Ewigkeit später hörte er Mellys leise Stimme, die ihm befahl, sich nicht zu rühren, einfach nur still zu sitzen.

Aus den Augenwinkeln sah er, dass sie, an einen Kudukopf ge-

lehnt, das Jagdgewehr ihres Vaters auf die Schlange gerichtet hatte, aber auch, dass sie nicht schießen konnte, ohne ihn zu treffen.

Quälende Minuten verharrten sie so, bis die Mamba von seinem Oberschenkel auf die Seitenlehne des Stuhls glitt.

»Jetzt, Melly«, ächzte er, und in derselben Sekunde krachte der Schuss.

Das Reptil bäumte sich auf und fiel auf den Boden, wo es mit zerschmettertem Kopf noch eine Zeit lang zuckend umhersprang.

Nein, Gefühlsduselei war hier wirklich nicht angebracht. Ratten gehörten ausgerottet.

Mit langen Schritten lief er über den Innenhof zur Garage, wo ein mittelgroßer, kräftiger Zulu mit glänzend kahlgeschorenem Kopf dabei war, die Garagenmauern zu weißeln. Er trug wie alle Farmarbeiter einen dunkelblauen Overall, hatte aber das Oberenteil heruntergerollt. Seine schokoladenbraune Haut glänzte vor Schweiß.

»Tokoloshe, wir haben Ratten«, sagte Bill und wies ihn an, den Eimer mit der Ratte von der Terrasse zu holen und damit zum Komposthaufen zu kommen, der weit außer Sichtweite des Hauses in der Nähe der alten Pferdeställe unter ein paar Bäumen lag. »Hamba shesha, ich warte dort auf dich«, befahl er.

Tokoloshe verschwand im Laufschrift und erschien etwas außer Atem nur wenige Minuten später am Komposthaufen. In seiner linken Hand wand sich eine glänzend braune Ratte, die er im Nacken gepackt hatte. Sie war tatsächlich ziemlich groß und fett.

Bill hatte inzwischen ein paar trockene Zweige unmittelbar neben dem Komposthaufen aufgeschichtet, bis ein anständiger Scheiterhaufen entstanden war, und zündete ihn jetzt an. Als das Feuer am heißesten war, hob er die Hand, und Tokoloshe schleuderte das Tier mitten hinein in die Flammen.

Die Ratte stieß einen schrillen, langgezogenen Schrei aus, durchdringend wie der eines Babys, das schlimmste Schmerzen litt. Sie wand sich verzweifelt und schrie unablässig, ein Ge-

räusch, das selbst Bill das Blut in den Adern gerinnen ließ. Diese Methode, Ratten zu bekämpfen, widerte ihn an. Er bevorzugte Gift. Da legte er lediglich den Köder aus, die Ratte fraß ihn, gierig, wie sie war, und der Sterbevorgang fand dann tief unten im Rattenbau statt. Er brauchte weder zuzusehen noch hinterher die Kadaver zu vergraben. Aber die Feuermethode war und blieb die beste. Die Tiere waren intelligent. Alle Ratten im Umkreis von mindestens hundert Metern mussten das Geschrei hören können. Sie würden erkennen, dass es der Todesschrei eines ihrer Genossen war, und auf der Stelle die Gegend verlassen. Das hatte er schon häufiger erlebt. Für viele Monate würde die Gegend jetzt rattenfrei sein.

Er warf einen schnellen Seitenblick auf Tokoloshe. Der Zulu schien von dem Geschrei und dem Gestank nach verbranntem Fleisch, der sich jetzt breitmachte, völlig unberührt zu sein. Mit weiten Augen starrte er ins Feuer. In seinen Pupillen tanzte ein Abbild der Flammen und der schemenhaften, sich immer noch windenden Tiergestalt, während er die Zunge langsam über seine volle Unterlippe wandern ließ.

Bill Darling überfiel die unbequeme Frage, was hinter der breiten Stirn wohl vor sich ging, welche Gemütsregungen den Mann bewegten. Fühlte er mit dem Tier? Oder spürte er eine Art Vergnügen, einem anderen Lebewesen bei seinen Qualen zuzusehen?

Er musste sich mit einigem Unbehagen eingestehen, dass er keinen Schimmer hatte. Die Gedankengänge der Schwarzen waren ihm schon immer ein Rätsel gewesen, obwohl er mitten unter ihnen aufgewachsen war und während seiner Zeit bei der Polizei genügend von ihnen verhört hatte.

Die Schreie, die aus den Flammen kamen, wurden immer schwächer und hörten schließlich ganz auf, bis der Körper der Ratte nur noch ein lebloser Schatten war und nichts mehr als das Knistern und Knacken des brennenden Holzes zu hören war.

»Lösch das Feuer, aber sorgfältig, keine Glut darf nachbleiben, und dann mach weiter in der Garage«, befahl Bill Darling dem Schwarzen knapp und machte sich eilig auf den Weg zum Auto. Wenn er Glück hatte, war Melly noch nicht nach unten gekommen. Er hatte nicht die geringste Lust, ihr zu erklären, was er gerade getan hatte.

Er hatte Glück, Melly lief just in dem Augenblick aus dem Haus, als er das Auto aufschloss.

»Hast du Bongis wegen des Mittagessens Bescheid gegeben?«, fragte sie, als sie einstieg.

»Hab ich, auch dass wir zum Dinner wieder da sind.« Er wendete, und sie fuhren durchs Tor von Lalisa auf die Hauptstraße.

Der Markt fand, wie jede Woche, vor einem ländlichen Einkaufszentrum statt. Das Gebäude war in U-Form um einen weiten Innenhof gebaut, auf dem lautstarkes, buntes Menschengewimmel herrschte. Die meisten schwarzen Marktfrauen hatten ihre Stände unter dem tief heruntergezogenen Vordach aufgebaut, einige aber hatten in die pralle Sonne ausweichen müssen. Pfützen durchzogen den Platz wie eine Seenkette, und dichte Mückenwolken tanzten über dem Schlamm. Offenbar hatte es hier vor kurzem geregnet, möglicherweise war aber auch nur ein Wasserrohr geplatzt. Zahllose gelbe Hunde, die alle so dünn waren, dass man ihre Rippen zählen konnte, trieben sich herum, schnüffelten hier, schnappten sich dort einen Leckerbissen, und die Rüden markierten fleißig die hölzernen Stände mit Urin und bedrängten die Weibchen. Gelegentlich wich einer, von einem Fußtritt getroffen, jaulend zurück, ließ sich aber nicht lange vertreiben.

Die meisten Frauen trugen bunte, weite Kleider und kunstvoll gewundene Kopftücher und hatten Früchte und Gemüse in vielfarbigen Pyramiden vor sich aufgebaut.

»Es ist wie ein wunderschönes Gemälde«, sagte Melly und

